

REZENSIONEN

A. Allgemeines

VSWG 108, 2021/2, 259–260

Brian P. Levack

Hexenjagd. Die Geschichte der Hexenverfolgungen in Europa

C. H. Beck, München 2019, 16,95 €.

Brian P. Levack hat sich seit seinem Ruf auf eine Professur an der University of Texas (Austin) 1970 mit dem Hexenthema beschäftigt und wurde zu einem Spezialisten für die schottischen Hexenprozesse. *The Witch-Hunt in Early Modern Europe* war 1987 mit ihrer zuverlässigen Literaturverarbeitung und multiperspektivischen Interpretation die beste Überblicksdarstellung auf dem Markt, wie ich in einer Rezension (in: *Historische Zeitschrift* 246 (1988), S. 682–685) hervorgehoben habe. In den folgenden Jahren überarbeitete Levack seine Publikation und berücksichtigte die Forschung bis 1992. In der revidierten Auflage von 1995 trug Levack, wie Julian Goodare in der *Encyclopedia of Witchcraft* (Bd. 3, St. Barbara, California 2004, S. 650) hervorgehoben hat, der Erkenntnis Rechnung, dass viele Hexenverfolgungen aufgrund des Drucks aus den Gemeinden entstanden sind. Diese zweite Auflage bildete die Grundlage der gelungenen Übersetzung von Ursula Scholz, die 1999 im C. H. Beck-Verlag erschien. Seither hat diese Übertragung fünf Auflagen durchlaufen.

Inhalt und Aufbau des Buches sind unverändert: Nach einer längeren Einführung beschäftigt sich der Band zuerst mit den geistigen Grundlagen (intellectual foundations), dann mit den rechtlichen Grundlagen (legal foundations), drittens mit dem Einfluss der Reformation (impact of the Reformation), dem gesellschaftlichen Umfeld (social context), der Eigendynamik der Hexenjagd (dynamics of witch-hunting), sechstens mit der Chronologie und Geographie der Hexenjagd (chronology and geography of witch-hunting) und schließlich mit Rückgang und Fortleben (decline and survival) der Hexenvorstellung. Die bibliographischen Hinweise von 2019 weisen auf einen meiner Aufsätze als „umfassenden Bericht über die neuere Literatur“ hin, der allerdings dreißig Jahre alt und so mittlerweile eher von historischem Interesse ist (in: *Historische Zeitschrift* 249 (1989), S. 619–640).

Levacks Ausführungen beruhen auf den ersten dreißig Jahren der sozialwissenschaftlich orientierten Hexenforschung. Wenn man in Rechnung stellt, dass seither mehr substantielle Bücher zum Hexenthema publiziert worden sind als in Jahrhunderten zuvor, darunter hunderte von Doktorarbeiten, Überblicksdarstellungen und Ausstellungskatalogen sowie unzählige interessante Aufsätze, kann man ermesen, dass der Verzicht auf eine Überarbeitung ein echtes Manko darstellt. Die neuere Inquisitionsforschung, die Forschungen zur Ikonographie, zur Klimageschichte, zur historischen Anthropologie sowie die feministische Hexenforschung, die sich erst allmählich entwickelt hat, fehlen in diesem älteren Werk. Ein eigenes Kapitel über die Reformation würden heute vermutlich nur noch Kirchenhistoriker einfordern: für das Hexenthema war ihre Bedeutung marginal, wie Levack selbst einräumt. Das lutherische Herzogtum Mecklenburg war so verfolgungsintensiv wie das katholische Lothringen. Im calvinistischen Schottland wurden Hexen intensiv verfolgt, im katholischen Portugal überhaupt nicht. Die Angabe, dass Hexenverfolgungen in religiös gespaltenen Län-

dern besonders häufig waren (S. 117), ist einfach falsch. Die Forschungslage zu Polen, Schlesien und Böhmen hat sich gravierend verändert, ebenso zu Italien, Frankreich, Deutschland, Luxemburg und den Niederlanden. Wie wir aus einer Doktorarbeit über die Kurpfalz wissen, konnte man Hexenprozesse auch ganz vermeiden. Bereits damals glaubte nicht jeder an Hexen, wie man in vielen zeitgenössischen Traktaten nachlesen kann. Das Kapitel zur Geographie der Hexenverfolgung ist vor allem unter dem Aspekt interessant, was man Anfang der 1990er Jahre alles noch nicht wusste.

Levack sah bereits, dass der Höhepunkt der Hexenverfolgungen in Europa in einer Zeit der Unsicherheit stattfand und erwähnt neben den Religionskriegen die wiederkehrenden Hungerkrisen und Zeiten der epidemischen Übersterblichkeit. Er erkennt aber nicht den Zusammenhang mit der Klimaverschlechterung der Kleinen Eiszeit, die zu dem Verlangen nach Hexenverfolgung führte. Das ist beinahe schon komisch, zählten doch Wettermacherei und Krankheitszauber zu den häufigsten Vorwürfen gegen die vermeintlichen Hexen: Sie figurieren prominent in den Prozessakten, in der zeitgenössischen Literatur und Ikonographie. Wir kennen inzwischen ziemlich genau die klimatischen Freakjahre und sehen, dass viele große Hexenverfolgungen in diesen ihren Anfang nahmen, während Einzelprozesse eher in Nachbarschaftskonflikten wurzelten. Außerdem können wir durch neuere Forschungen besser in das Innere der großen Verfolgungen hineinschauen und sehen, wie diese von frühmodernen Bürgerinitiativen instrumentalisiert wurden. Viele Angaben zu einzelnen Orten oder Ländern konnten inzwischen korrigiert werden. Levack hat im Laufe seiner Karriere nicht weniger als 25 Bücher geschrieben und ediert, doch sein Werk zur Geschichte der Hexenverfolgungen, das in acht Sprachen übersetzt worden ist, beließ er, wie es war. Betrachtet man den Buchmarkt, der mit den Nachdrucken dubioser Uraltwerke überschwemmt wird, bei denen es um die Schuld von Kirche, Staat und Patriarchat geht, dann gehört Levacks Buch immer noch zu den besten Publikationen. Leider fehlt – anders als in der englischen Ausgabe – ein Sachregister. Orts- und Namensregister sind auch in der deutschen Ausgabe vorhanden.

WOLFGANG BEHRINGER
Saarbrücken

VSWG 108, 2021/2, 260–261

Günter Matter

Elektron. Geschichte und Renaissance eines außergewöhnlichen Metalls

(Bochumer Studien zur Technik- und Umweltgeschichte 9), Klartext, Essen 2019, 391 S., 34,95 €.

Noch bis vor wenigen Jahren war Bitterfeld überwiegend negativ konnotiert. Die Stadt galt als trauriges Beispiel für die gescheiterte Wirtschaftspolitik der DDR und stand als Synonym für Umweltzerstörungen und Gesundheitsschäden. Inzwischen hat sich Bitterfeld von einem der schmutzigsten Orte Europas zu einer sauberen Region mit einer modernen Industriestruktur entwickelt, worüber noch immer zu wenig berichtet wird. Umso wichtiger sind Studien wie die von Günter Matter, mit denen daran erinnert wird, dass in Bitterfeld Industriegeschichte geschrieben wurde.

Bereits das Cover des Buches weist darauf hin. In den Elektrochemischen Werken in Bitterfeld begann Ende des 19. Jh.s. der Siegeszug der Magnesiumforschung und -produktion. Einer ihrer wichtigsten Protagonisten war der Chemiker, langjährige Leiter des Bitterfelder Metall-Labors und Hauptdirektor des Elektrochemischen Kombinati, Adolf Beck (1892–1949). Ihm hat der Autor sein Buch gewidmet.

Matter spannt einen weiten Bogen von den Anfängen der Elektrometallurgie über die Entwicklung des Magnesiums zum Gebrauchsmetall im frühen 20. Jh. bis zum „zweiten Magnesium Zeitalter“ in der Gegenwart. Den Schwerpunkt seiner Darstellung bildet die Würdigung der Forschungen und Entwicklungen, die auf dem Gebiet der Magnesium-Herstellung in Bitterfeld in der ersten Hälfte des 20. Jh.s. geleistet wurden. Als Quellen dienen ihm die einschlägige Literatur sowie die Akten des Bitterfelder Werkes aus dem Landeshauptarchiv von Sachsen-Anhalt, Abteilung Merseburg, und des Stadtarchivs Merseburg. Unterlagen aus dem Bundesarchiv, bspw. dem Militärarchiv in Freiburg, wurden leider nicht herangezogen. Das Buch enthält 194 Abbildungen und einen Anhang mit Dokumenten, Chroniken und Gedichten.

Der Leser erfährt unter anderem, dass bis 1914 nur in Deutschland Magnesium und Magnesium-Legierungen produziert wurden. Erst im Zuge der Kriegswirtschaft nahmen auch amerikanische, französische und russische Firmen die äußerst energieintensive Magnesium-Produktion auf. In den 1920er Jahren absorbierte die Magnesium-Herstellung rund ein Viertel der gesamten Energieerzeugung der chemischen Industrie in Mitteldeutschland.

Die ursächlichen Zusammenhänge zwischen der Magnesiumforschung und -produktion sowie der militärischen Nachfrage, vor allem für den Flugzeugbau und die Munitionsherstellung, hätten bei Berücksichtigung der Quellen des Bundesarchivs noch besser verdeutlicht werden können. Dies bleibt künftigen Darstellungen vorbehalten.

Der Autor belässt es dankenswerter Weise nicht bei einer auf Bitterfeld beschränkten Unternehmensgeschichte, sondern blickt immer wieder auch auf die internationale Verbreitung von Verfahren zur Magnesium-Produktion. Eindrucksvoll illustriert er deren enormes Anwachsen während des Zweiten Weltkriegs. Nach Kriegsende wurde die militärisch wichtige Leichtmetallproduktion in Deutschland von den Siegermächten verboten. Die Werke in Bitterfeld, Aken, Staßfurt und Rackwitz wurden von der sowjetischen Besatzungsmacht demontiert und eine große Zahl von wissenschaftlich-technischen Unterlagen in die UdSSR verbracht.

Der Biographie und den wissenschaftlichen Leistungen von Adolf Beck widmet der Autor einen längeren Abschnitt. Er würdigt ihn als einen der wichtigsten deutschen Leichtmetallforscher. Matter hält Beck auch zugute, eine „gewisse Distanz zu den Nationalsozialisten“ bewahrt zu haben. Die Forschungen des Autors gaben den entscheidenden Anstoß dafür, dass dem Leichtmetall-Laboratorium 80 Jahre nach seiner Einweihung im Chemiepark Bitterfeld-Wolfen am 18. April 2018 der Name „Metall-Labor Dr. Adolf Beck“ verliehen wurde.

Im letzten Abschnitt seines Buches befasst sich Matter mit den aktuellsten Entwicklungen in der Produktion und Anwendung von Magnesium-Legierungen. Angesichts der seit den 2000er Jahren rasant gestiegenen Produktion spricht er von einem zweiten Magnesium-Zeitalter. Mit Abstand weltgrößter Magnesium-Produzent ist heute China.

VSWG 108, 2021/2, 262–263

Michael Prokosch

Das älteste Bürgerbuch der Stadt Linz (1658–1707). Edition und Auswertung

Böhlau, Wien u. a. 2019, 308 S., 39,99 €.

Dass das älteste Bürgerbuch der Stadt Linz in einen vergleichsweise späten Zeitraum fällt, dürfte der Skartierung von Archivalien im Jahr 1823 geschuldet sein. Der vorliegende Band besteht aus der kritischen Edition der Bürgeraufnahmen zwischen 1658 und 1707, einem Auswertungsteil, einem Glossar sowie einem Personen-, Orts- und Berufsregister im Anhang. Am Beginn steht – neben der kodikologischen Beschreibung der Handschrift und den Editionsrichtlinien – eine ausführliche Einleitung. Darin stellt Michael Prokosch das Bürgerbuch als Quellengattung vor und ordnet es historisch ein. Eine Tabelle listet jene österreichischen Städte und Zeiträume auf, für die Bürgerbücher oder vergleichbares Material existieren.

Art und Ausführlichkeit der Angaben variieren in Bürgerbüchern beträchtlich, wie Prokosch anhand von Vergleichen herausstellt. So zählt das edierte Linzer Bürgerbuch zu den ausführlichen. Wiewohl auf die Einträge Sorgfalt verwendet wurde, ist davon auszugehen, dass nicht alle Bürgeraufnahmen verzeichnet wurden. Einiges deutet darauf hin, dass die Eintragung nicht laufend, sondern gebündelt erfolgt ist. In der formalen Beschreibung versucht Prokosch u. a. die Verfasser des Bürgerbuches zu klären. Im Abschnitt „Quellenkritik“ fragt er nach Wissensstand und Informationsbeschaffung von Seiten der Ratsmitglieder bezüglich der sozioökonomischen Situation der um Aufnahme Ansuchenden. Ein Teil war in Linz geboren; die anderen hielten sich in der Regel bereits länger in der Stadt auf. Diesbezüglich wäre wichtig zu wissen, ob lokale Bürgersöhne mit Erreichen der Volljährigkeit und/oder der wirtschaftlichen Etablierung um die Bürgeraufnahme ansuchen mussten oder ob Söhne von Bürgern als Bürger galten.

Insgesamt sind 844 Bürgeraufnahmen – zwischen vier und 31 jährlich – verzeichnet. Bedingungen und Logiken, nach denen Bürgeraufnahmen erfolgten, gehen aus dieser Art von Quelle üblicherweise nicht explizit hervor. Eine erste Klassifizierung lässt sich am Titel des Buches ablesen: Verzeichnet wurden Bürger und Mitbürger, die sowohl in der Stadt – also innerhalb der Stadtmauern – als auch „vor der statt“ ansässig sowie „behaust oder unbehaust“ sein konnten. Damit ist der Radius räumlich weiter als in altstadtzentrierten Bürgerrechten und auf den ersten Blick offener als in manch anderen Orten, wo Bürgerrecht an Hausbesitz gebunden war. In Linz mussten unbehauste Neubürger 100 Gulden als „Bürgerpfand“ erlegen, das sie nach dem Erwerb eines Hauses zurückerstattet bekamen. Der Begriff „Mitbürger“ bezeichnet Personen, die nicht als Vollbürger anerkannt waren – vielfach Handwerker, die erst ab 1665 nach Streit und Beschwerden als Bürger aufgenommen wurden. Der Status als „Mitbürger“ entsprach den Inwohnern, wie im österreichischen Kontext Mitwohner genannt wurden. Der Einkaufstarif lag bei den insgesamt 552 Mitbürgern, wie auch bei den zwölf titulierten Bürgern, deutlich niedriger als bei den insgesamt 212 Bürgern, vornehmlich Handelsleute und Gastwirte. Alle mussten einen Eid ablegen und neben dem Einschreibgeld auch ein Armengeld bezahlen.

An wichtigen Informationen enthält das Linzer Bürgerbuch neben dem Aufnahmedatum Name und Tätigkeit, Herkunftsort und Familienstand, in 219 Fällen auch Hinweise auf beigebrachte Dokumente, sodass sich Rückschlüsse auf Migrationswege, die sich über den mitteleuropäischen

Raum erstrecken, ziehen lassen. Im Auswertungsteil werden verschiedene quellenspezifische Details und inhaltliche Aspekte dargestellt: u. a. Zahlen und Verteilung der Aufnahmen, die Eidesformel, Herkunftsorte und Wohnorte in der Stadt, die vorgelegten Dokumente – Abschiede von früheren Dienstgebern oder Wohnorten, Geburts-, Lehr- und Meisterbriefe –, die Aufnahmetaxen, Vergünstigungslogiken – vor allem die Position als Sohn eines Ratsmitgliedes oder die Heirat einer Tochter eines Ratsmitgliedes –, der Konnex zwischen Bürgerrecht und Hausbesitz oder die Präsenz von Frauen. 20 Bürger und vier Mitbürger waren zum Zeitpunkt der Aufnahme verheiratet. Ausführlich geht Prokosch auf die Tätigkeiten ein. Die häufigsten Neubürger waren Wirte, Schneider, Schuster und Händler. Aus dem Tätigkeitsspektrum wie aus Beschränkungen lässt sich ein Bild der Handwerks- und Gewerbestrukturen und -konjunkturen, aber auch der Anerkennung und des Status sowie der Reglementierungslogiken zeichnen. Das volle Potenzial der vielfältig kontextualisierten Edition wird sich in der Verknüpfung mit weiterem Archivmaterial ausschöpfen lassen.

MARGARETH LANZINGER

Wien

B. Allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

VSWG 108, 2021/2, 263–264

Martin Bühler

Von Netzwerken zu Märkten. Die Entstehung eines globalen Getreidemarktes (Studien zur Weltgesellschaft 5), Campus, Frankfurt a. M. 2019, 196 S. (5 Abb.), 39,95 €.

Die Studie befindet sich kategorial an der Schnittstelle zwischen Wirtschaftssoziologie und soziologischer Globalisierungsforschung; methodisch betreibt sie historische Soziologie und will deshalb auch Anregungen für historisch interessierte Leserinnen und Leser bereithalten. Innovativer Angelpunkt ist die Wendung gegen eine wirtschaftssoziologische Tendenz, Märkte als Strukturen der Konkurrenzvermeidung zu begreifen. Demgegenüber profiliert Bühler Märkte im Anschluss an Simmel als Konkurrenzstrukturen: Während Handel eine dyadische Transaktion beinhaltet, schaffen Märkte eine Situation, in der mindestens zwei Akteure um die Gunst eines dritten Akteurs wetteifern. Drei Leithinsichten auf Märkte als sozialem Ort erscheinen Bühler aus dieser Perspektive als zentral: erstens die Kommunikation über das Gut, das auf einem Markt gehandelt wird, zweitens die Techniken des Vergleichs zwischen konkurrierenden Angeboten sowie drittens die Konstituierung des Felds der Marktakteure.

Dieses Marktkonzept wird nun an Globalisierungsprozesse herangetragen, wobei Globalisierung in erster Linie als Entstehung von Beobachtungs- und Vergleichszusammenhängen verstanden wird, die potentiell weltweite Zusammenhänge aufspannen. Konkret unternimmt Bühler einen Vergleich der europäischen Getreidemärkte um 1800 und des weltweiten Getreidemarkts um 1900. Leitthese ist, dass sich letzterer nicht kontinuierlich, sondern in einem Strukturbruch herausbildete (S. 38). Im weiteren Verlauf entwirft die Studie kontrastierende Profile der Situation um 1800

bzw. 1900, indem sie aus der Literatur, zum Teil auch aus zeitgenössischen Publikationen gewonnene Informationen nach den drei oben genannten Leithinsichten strukturiert.

Im Ergebnis zeigt sich, dass um 1800 europäische Getreidemärkte überwiegend lokal verfasst waren. Das Prüfen von Getreidemengen und -qualität erforderte praktisches Wissen, das Körperinsatz und deshalb Präsenz vor Ort verlangte. Marktinformation war ortsspezifisch (nicht ortsvergleichend), verbreitete sich kaum rascher als die gehandelten Produkte und war wegen der Vielfalt an Maßen und der geringen Produktstandardisierung schwer zu interpretieren. Im Zusammenhang mit der starken Entwicklung des kommerziellen Getreideanbaus und mit Veränderungen der Lagerhaltung im mittleren Westen der USA entstand um 1860 in Chicago eine Getreidehandelsbörse, die dank einer handhabbaren Produktklassifizierung die Ablösung des Marktgeschehens von der persönlichen Prüfung der Handelsware ermöglichte. Darüber hinaus hatte die Innovation des Telegraphs zwei Folgen: Einerseits ließen sich damit über große Distanzen Handelsverträge abschließen bzw. in rascher zeitlicher Kadenz zahlreiche (dank Produktklassifizierung und Institutionalisierung von Marktabläufen standardisierte) Angebote vergleichen; im Hinblick auf die Vergleichsoperation entstand eine Gleichzeitigkeitsfiktion. Andererseits publizierte die Wirtschaftspresse vermehrt nicht mehr ortsspezifische, sondern vergleichende Preisdaten sowie weitere Informationen zur Marktlage. Die Ausweitung des Informationsangebots trug zu einer weltweiten Erreichbarkeitsfiktion bei – das Feld der Marktakteure war global geworden.

Die Studie enthält auch für historische Analysen bedenkenswerte Überlegungen zur Marktsoziologie und gibt einen nützlichen, wenn auch manchmal etwas schematischen Überblick über die Entwicklung der Institutionen von Getreidemärkten vom späten 18. zum frühen 20. Jh. Was man zur Globalisierung lernen kann, ist dem Schreibenden allerdings nicht deutlich. Erstens eignet sich der vorgetragene Ansatz primär für die Analyse von Rohwarenmärkten; zur Globalisierung der Märkte für differenzierte Industriegüter kann er wenig sagen, und eine Einbettung der eigenen Analyse in einen größeren globalisierungsgeschichtlichen Zusammenhang wird nicht geleistet. Zweitens wird die These, der institutionelle Wandel von Getreidemärkten sei diskontinuierlich am Ende des 19. Jh. erfolgt, nicht eigentlich geprüft. Drittens bleibt offen, wie sich soziale und kulturelle Globalisierung zu wirtschaftlicher Globalisierung verhalten. Der Anspruch, verschiedene Zugänge zur Analyse von Globalisierungsprozessen ins Gespräch miteinander zu bringen, wird nicht eingelöst.

ULRICH PFISTER

Münster i. W.

VSWG 108, 2021/2, 265–266

Kristoffer Klammer

**„Wirtschaftskrisen“: Effekt und Faktor politischer Kommunikation.
Deutschland 1929–1976**

(Historische Semantik 28), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2019, 495 S., 80,00 €.

Die 2016 an der Universität Bielefeld verteidigte Dissertation hat die historisch-semantiche Analyse von Wirtschaftskrisen in Deutschland zum Gegenstand. Kristoffer Klammer untersucht dazu Parlamentsdebatten aus dem Reichstag und dem Bundestag sowie für jede Krise jeweils eine Qualitätszeitung, ein Boulevardblatt und punktuell politisch und inhaltlich divergent ausgerichtete Zeitungen. Dieses Material unterzieht Klammer einer satzsemantiche Untersuchung: Er analysiert, mit welchen Topoi und Metaphern die jeweilige Wirtschaftskrise diskursiv konstruiert wird, welche Rolle das Deutungsmuster „Wirtschaftskrise“ argumentativ einnimmt und welche Wirkung von ihm ausgeht. Klammers Buch füllt damit unbestritten eine Forschungslücke, beschränkte sich die Erforschung der Wirtschaftskrisen bislang hauptsächlich auf eine Identifizierung der wirtschaftlichen Ursachen und der Wirkung wirtschaftspolitischer Maßnahmen.

„Wirtschaftskrisen“ versteht sich als Beitrag zur Sprach- und Argumentationsgeschichte. Klammer kritisiert an der mangelnden Bereitschaft der Wirtschaftsgeschichte, kulturelle Faktoren als Erklärungsfaktoren in Betracht zu ziehen, deutet aber darauf hin, dass mit der angebotenen Analyse mehr als nur der sprachliche Wandel und seine Spezifität ausgemacht werden sollen. Seine Bekenntnis zur „wirklichkeitskonstituierenden Dimension“ der Sprache und der „Wirkmächtigkeit von Krisendiskursen“ legt nahe, dass sich die Analyse – zumindest implizit – als kulturgeschichtliches Gegenstück zu den wirtschaftsgeschichtlichen Erklärungsversuchen versteht. Für diese Absicht spricht auch der Aufbau der Fallbeispiele, die jeweils von einem wirtschaftsgeschichtlichen Überblickskapitel mit den „gängigen Krisennarrativen“ eröffnet werden, von welchen sich der Autor mittels seiner darauf folgenden historisch-semantiche Analysen abzugrenzen sucht.

Während die sprachgeschichtliche Zielsetzung durch ihre scharfsinnige Umsetzung überzeugt und auch gut über den Einsatz von Krisendeutungen in wirtschaftspolitischen Verhandlungen Aufschluss gibt, wird der kulturgeschichtliche Anspruch, also Wirtschaftskrisen primär als sprachliche Erscheinungen zu erklären, nur bedingt erfüllt. Das liegt zunächst an Klammer engem Quellenkorpus, der, wie dieser selbst einräumt, nicht ausreichend Einblick in „angrenzende Debatten sowie zugrundeliegende Erfahrungs- und Wissenskontexte“ gibt. Dieser methodische Entscheid sowie der Verzicht, die einschlägige wissenschaftshistorische Literatur zur Konjunkturforschung und ökonomischen Theorie systematisch heranzuziehen, hat zur Folge, dass zentrale Krisendiskurse zwar identifiziert werden können, nicht aber ihr Wandel erklärt werden kann. So stellt Klammer beispielsweise für die Zwischenkriegszeit sowohl organische als auch mechanistische Deutungsmuster fest. Sein Material erlaubt es ihm aber nicht, den damit verbundenen wissenschaftlichen Paradigmenwechsel zu benennen, also zu erklären, wie und warum die stark an der Medizin angelehnte, symptomgeleitete Konjunkturforschung (organische Metaphern) im Verlauf der 1930er Jahre zunehmend durch kreislauftheoretische Überlegungen zu den volkswirtschaftlichen Prozessen und Wechselwirkungen (mechanistische Metaphern) verdrängt wurde. Die Beschränkung des Quellenkorpus erlaubt es ferner nicht, systematisch zwischen politischen und wissenschaftlichen

Diskursen zu unterscheiden, deren Verhältnis zu erforschen und, davon ausgehend, die wichtige Frage nach der Deutungshoheit der Konjunktur zu stellen.

Klammers Entschluss, die Krisendiskurse hauptsächlich satzsemantisch zu untersuchen, führt wenig überraschend hauptsächlich zu sprachbezogenen Erkenntnissen, die sich trotz seiner Bemühungen um eine historische Kontextualisierung nur beschränkt auf nicht-sprachliche Veränderungen beziehen lassen. So stellt Klammer in seinem Fazit für den Untersuchungszeitraum eine Zunahme der Sprachreflexion und eine Differenzierung der Schlüsseltermini fest. Es bleibt aber offen, inwiefern diese Entwicklung spezifisch mit Wirtschaftskrisen zusammenhängt und wie sie sich erklären und problematisieren lässt. So gelingt es Klammer nur begrenzt, seine Beobachtungen zu einem kulturhistorischen Argument zu verdichten, das eine grundlegend neue Perspektive auf Wirtschaftskrisen als diskursive Erscheinungen eröffnen würde.

MARION RONCA

Zürich

VSWG 108, 2021/2, 266–267

Nina Kleinöder / Stefan Müller / Karsten Uhl (Hg.)

„Humanisierung der Arbeit“. Aufbrüche und Konflikte in der rationalisierten Arbeitswelt des 20. Jahrhunderts

(Histoire 150), Transcript, Bielefeld 2019, 332 S. (1 Abb.), 34,99 €.

Im Jahr 1974 legte die Bundesregierung ein umfassendes Programm unter der Bezeichnung „Humanisierung des Arbeitslebens“ (HdA) auf – daran angelehnt der Titel des facettenreichen Sammelbandes –, welches auf die Verbesserung von Arbeitsbedingungen abzielte und inmitten weltweiter (krisenhafter) Umbrüche starten sollte. An der Umsetzung beteiligt waren Gewerkschaften, Arbeitgeber und Betriebe, Forschungsinstitutionen und Politik. Die Beiträge des auf eine Konferenz 2017 zurückgehenden Sammelbandes werfen unterschiedliche Schlaglichter auf das HdA-Programm. Sie blicken dabei auch sehr viel weiter auf die historischen Verbindungen des Humanisierungsgedankens zurück und ordnen das Programm in transnationale Kontexte ein.

Humanisierung und Rationalisierung sind zwei Begriffe, die in der Publikation die Auseinandersetzung mit dem HdA-Programm kennzeichnen und deren Verhältnis von Spannungen durchzogen ist. Denn die Ansätze zur Gestaltung von Arbeit mit Blick auf den arbeitenden Menschen konnten durchaus differenten Interessen dienen.

Der erste Themenbereich in dem in fünf Abschnitte gegliederten Sammelband lädt ein zur Erkundung früher Bezüge des Humanisierungsgedankens und führt daran anknüpfend in das HdA-Programm 1974–1989 ein. Anschaulich erzählt z. B. der Beitrag von Karsten Uhl, dass scheinbar moderne Phänomene der Arbeitswelt zur Erhöhung der Arbeitsmotivation bereits zu Beginn des 20. Jh.s von verschiedenen Akteuren international diskutiert wurden – und letztendlich maßgeblich dem Interesse der Unternehmen dienten (S. 35–57). Der zweite Abschnitt untersucht, wie Arbeitschutzmaßnahmen im Zuge des Programms (öffentlich) diskutiert oder umgesetzt wurden. Bernd

Holtwick verdeutlicht hier z.B. am Diskurs um die Konzeption der aktuell noch existenten Arbeitsschutzausstellung, wie sich die Diskussion um den Transfer von Forschungsergebnissen zum Thema ‚Arbeitsschutz‘ im Laufe der Jahre gewandelt hat (S. 109–134). Im dritten Schwerpunkt, der sich mit gesellschaftlichen und kulturellen Aspekten der Humanisierung befasst, ist der Beitrag von Hannah Ahlheim zur „Erforschung von Schichtarbeit“ hervorzuheben. Es werden sowohl durch die zeitgenössisch Forschenden als auch durch die Autorin die in der Fabrikarbeit Beschäftigten explizit in den Mittelpunkt gerückt. So kommen die massiven Auswirkungen der in Schichten getakteten Arbeitszeit auf den Alltag der Menschen in ihrem räumlichen und sozialen Umfeld zum Ausdruck (S. 161–184). V.a. die Beiträge des vierten Teils richten ihren Fokus auf einzelne Branchen (Steinkohlebergbau), Institutionen (IG-Metall) und Industriezweige (Autoindustrie), wodurch ein ‚dichter Blick‘ hinein bis in die Betriebe gelingt. Dabei kommt auch das Primärmaterial sozialwissenschaftlicher Studien als historische Quellen zur Sprache, dessen Potential allmählich von den Geschichtswissenschaften entdeckt wird. Zur transnationalen Perspektive auf die HdA tragen v.a. zwei Aufsätze bei, die Humanisierungsansätze im Kontext der Arbeitskämpfe bei FIAT Mirafiori in Italien und in Skandinavien 1960–1990 untersuchen.

Der Sammelband ist insgesamt konzeptionell sehr gut durchdacht. Die besondere Stärke des Buchs: Der interdisziplinäre und multiperspektivische Ansatz schlägt eine Brücke zur Arbeits- und Industriosozilogie, deren gegenwarts- und zukunftsbezogene Fragestellungen hier eine historisch fundierte Grundlage aus unterschiedlichen Blickwinkeln geliefert bekommen. Einer der wenigen Kritikpunkte besteht darin, dass die Arbeitenden als Ziel der HdA-Maßnahmen in vielen Beiträgen als Akteure eher am Rande eine Rolle spielen. Dies ist meistens dem gewählten Ansatz der AutorInnen geschuldet. Zudem sind gender- und migrationsspezifische Themen insgesamt etwas unterbeleuchtet.

Wer sich als HistorikerIn mit der „Geschichte der Arbeitswelt(en) im 20. Jahrhundert“ (S. 19) oder als SozialwissenschaftlerIn mit der „Zukunft der (guten) Arbeit“ (S. 21) auseinandersetzt, findet in diesem Sammelband zweifelsohne eine lesenswerte Publikation, die interdisziplinär rezipiert werden sollte.

LISA HILBIG
Göttingen

VSWG 108, 2021/2, 267–268

Wissenschaftsförderung der Sparkassen-Finanzgruppe e.V. (Hg.)
Wendezeiten. Sparkassen in historischen Umbrüchen am Beispiel Berlins
(Sparkassen in der Geschichte Dokumentation 33), Deutscher Sparkassenverlag,
Stuttgart 2019, 115 S.

Der Band präsentiert die Beiträge eines am 6.9.2018 im Haus der Sparkasse zum Anlass ihres 200. Geburtstags veranstalteten Workshops. Als älteste kommunale Sparkasse Preußens blickt sie aufgrund der geographischen Lage und der Funktion als Hauptstadtinstitut auf eine höchst bewegte Vergan-

genheit zurück. So gesehen passt der Obertitel „Wendezeiten“ durchaus in Verbindung mit einem historisch orientierten „Kassensturz“. Dieser Aufgabe stellen sich sieben Beiträge, ergänzt um ein umfangreiches Vorwort der Sparkasse, verantwortet von Kai-Uwe Peter, das ein Schlaglicht auf das Selbstverständnis der Jubilarin wirft.

G. Schulz schlägt einleitend einen chronologischen, methodisch fundierten Bogen zwischen spezieller und allgemeiner Geschichte, der in einem vorläufigen Fazit mündet; es schickt sich an, vorweg die Besonderheiten zu konturieren und damit auch das Fundament für die Einzelbeiträge zu gießen. Diese starten mit einer bis 1948 reichenden Skizze. K. D. Marten stellt sich als Unternehmensarchivar dieser Herausforderung mutig und im Ergebnis kursorisch-deskriptiv informativ. Das Wendezeitenmotiv spiegelt die auf die Sparkasse selbst fokussierte chronologische Gliederung.

Diese Linie führen die beiden Aufsätze zu den geteilten Berliner Jahren fort, jedoch auf disparate Weise. C. Kopper weist zurecht darauf hin, dass keine andere Sparkasse ihre Existenz der Teilung einer Stadt schuldet. Weitgehend auf den Geschäftsberichten basierend, thematisiert er monostrukturiert und eng am Vortrag angelehnt einige anekdotisch-interessante Schlaglichter der Sondersituation. T. Einert gliedert die Ostgeschichte nach Satzung, Personal und Geschäft. Wir erfahren u. a., dass die Satzung von 1935 bis 1956 galt, dass das Personal überwiegend weiblich war und dass es mit Cecilie Häntschke eine Frau zur Direktorin brachte. Das Spargeschäft stand im Zeichen der Bemühungen des Regimes, Kaufkraft abzuschöpfen. Die Einlagen flossen dann ebenso konsequent zu 80 % der Staatsbank zu: der typische Zentralverwaltungswirtschaftskreislauf. Ein Fazit bewertet die Informationen. Das Synchronisationsdefizit beider Beiträge inhibiert leider eine Vergleichbarkeit, was vor dem Hintergrund des Wendezeiten Mottos bedauerlich ist.

Zum aktuellen Thema „Digitalisierung“ synthetisiert M. Schmitt den Ost-West-Vergleich aufwendig und gekonnt. Originell steigt er 1989 in die Analyse ein und geht dann rückblickend die Thematik an, nicht ohne vorab Fragestellung und Begrifflichkeiten zu problematisieren und am Ende die Erkenntnisse wägend zu komprimieren. So entsteht auf knappem Raum ein differenziertes Bild, das zudem noch durch die Integration nationaler Aspekte gewinnt.

Kurzweilig-spannende rund 40 Jahre persönlichen Sparkassenerlebens, nicht nur in Berlin, birgt das Zeitzeugengespräch zwischen H. Moser, ehemaligem Vorstandsvorsitzenden, und T. Wehber. Es ist zudem der einzige Beitrag, der sich diesseits von 1989 der jüngeren Geschichte nähert. Dabei zählen die Wiedervereinigung der Institute samt Gründung der Landesbank und die Fusion mit der Berliner Bank zur Bankgesellschaft Berlin zu den spannendsten Wendeepisoden überhaupt.

Völlig außen vor bleiben überdies die Turbulenzen zu Beginn der 2000er Jahre, die letztlich in die erfolgreiche Rückbesinnung und die einmalige Konstruktion der Sparkasse im Eigentum aller deutschen Sparkassen mündeten; quasi die Voraussetzung für das 200. Jubiläum. Die Thematik hätte deshalb hier zumindest eine pointiert-programmatische Einlassung verdient. Die freiwillig-selbstbeschränkte Enthaltsamkeit (vgl. auch die Einführung) nährt jedenfalls das Bild einer mutlosen Elfenbeinturmgeschichte. Dabei braucht es systematisch abgeleitetes, jüngeres Vergangenheitswissen dringender denn je, da es angesichts nie dagewesener Herausforderungen im Kontext von Globalisierung und Digitalität gilt, Geschäftsmodelle mutig zukunftsfähig zu transformieren.

C. Sozialgeschichte

VSWG 108, 2021/2, 269

Elmar Erhardt

Deutsche Kriminalgeschichte. Verbrechen und Strafe als Spiegel der Gesellschaft
Kohlhammer, Stuttgart 2019, 229 S. (29 Abb.), 29,00 €.

Die Darstellung verdankt ihren Zuschnitt der Lehrtätigkeit ihres Autors an der Hochschule der Polizei Baden-Württemberg. Die Kriminalgeschichte wird in einer „historischen Zeitreise“ in 14 Kriminalfälle parzelliert, die vom Schinderhannes und seiner ‚Bande‘ um 1800 bis zum Mordfall Moshammer im Jahr 2005 reichen. Eine sozialgeschichtliche Erklärungsebene von Verbrechen wird in diesen Fallgeschichten nicht erreicht. Dennoch ist es das Verdienst des Verfassers, wichtige Impulse für die Lesart von Kriminalität gegeben zu haben. An der Typisierung von Raub, Serienmord, Banküberfall und anderen Rechtsbrüchen zeigt er, dass schwerste Taten und ihre Sanktionierung nicht in einem geschichtsleeren Raum stattfinden. Die Untersuchung kombiniert Delikte mit den jeweilig ergriffenen Verfolgungs- und Strafmaßnahmen. Auf die Fortschritte des Strafrechts richtet der Verfasser ein besonderes Augenmerk. Alle Fälle werden mit „Anmerkungen“ zur Strafrechtsgeschichte versehen. Ein gelungenes Beispiel ist Kaspar Hauser. Anselm von Feuerbach (1775–1833) definierte aus kriminalpsychologischer Sicht diesen tragischen Fall aus dem Jahr 1828 als „Verbrechen am Seelenleben des Menschen“. (S. 30–48) Der Verfasser ordnet Feuerbachs Quellenbefunde dessem Einsatz für ein fortschrittliches Strafrecht im Emanzipationskampf des Bürgertums zu. Das Rückwirkungsverbot war ein Kernelement von Feuerbachs Strafrechtstheorie. Es wurde auf flagrant Weise von den Nationalsozialisten im Prozess gegen Marinus van der Lubbe außer Kraft gesetzt. Als Alleintäter am Brand des Reichstags 1933 wurde van der Lubbe verurteilt und hingerichtet (S. 75–88). So forschungsorientiert dieser Kriminalfall geschildert wird – eine historische Analyse hätte auch nach der Hinnahme dieser politisch motivierten Rechtsmanipulation durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft fragen müssen.

Die vorliegende Untersuchung vermittelt Einblicke in die Kriminalgeschichte. Es bleibt jedoch bei einer Bebilderung von Epochentendenzen und -brüchen.

DIRK BLASIUS

Essen

VSWG 108, 2021/2, 270–271

Doreen Franz

Die Städtische Speiseanstalt zu Leipzig 1849–1914. Akteur zwischen privater Wohltätigkeit, städtischer Fürsorge und rationeller Arbeiterernährung (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 19), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2019, 265 S. (11 Abb., 9 Tab.), 34,00 €.

Die unterschiedlichen Einrichtungen der Armen- bzw. Ernährungsfürsorge in den west- und nord-europäischen Ländern sind mittlerweile ein gut erforschtes Arbeitsgebiet. An Fallstudien und vergleichenden Analysen, bei denen vorzugsweise Deutschland und Großbritannien im Mittelpunkt stehen, besteht kein Mangel. Vor diesem weit gespannten Horizont untersucht Doreen Franz die Leipziger „Speiseanstalt“ in den knapp sieben Jahrzehnten zwischen 1849, als die letzte Hungerkrise des 19. Jh.s in Mitteleuropa gerade überstanden war, und dem Beginn des Ersten Weltkrieges, als das Deutsche Reich sich zum Industriestaat gewandelt hatte. Sie begreift die Gründung der „Speiseanstalt“, ihre Aufgaben und ihre langjährige Arbeit in der Stadt als Ausdruck eines zutiefst bürgerlichen Geistes, stetig schwankend während ihrer fürsorglichen Tätigkeit zwischen dem Konzept eines preiswerten Gasthauses für breitere Bevölkerungsschichten, einer Armenküche für mittellose Randgruppen der Gesellschaft und der Idee der modernen Volksküche. Die Verfasserin geht noch weiter und zieht Verbindungslinien von ihrem Untersuchungsobjekt zu den Lebensmitteltafeln in der deutschen Überflussesgesellschaft von heute. Beide, „Speiseanstalt“ und Tafeln, sind für sie Hinweise auf eklatante soziale Missstände und Versäumnisse, beide Einrichtungen gehen nach ihrem Befund auf private Initiativen der Zivilgesellschaft zurück und beide scheuten und scheuen nicht die Kooperation mit staatlichen Stellen. In Leipzig zeigte sich dies nicht zuletzt darin, dass die „Speiseanstalt“ am Königsplatz im Zentrum der Stadt und ihre späteren Ableger in anderen Stadtteilen in städtischen Gebäuden mietfrei untergebracht waren und häufig bei großen öffentlichen Verköstigungen ihre Kapazitäten zur Verfügung stellten. Das konnte die Beteiligung an der Verpflegung von Soldaten sein oder die populäre Armenspeisung am Geburtstag des sächsischen Königs. Die finanziellen Mittel für letzteres kamen übrigens aus der städtischen Kasse und nicht etwa aus der königlichen Privatschatulle. Dem Herrscher gefiel es, auf Kosten der Leipziger Bürgerschaft als jemand zu erscheinen, der sich um das leibliche Wohl der unbemittelten Bevölkerungsschichten sorgte.

Die Verfasserin beschreibt akribisch die Aktivitäten der „Speiseanstalt“ von 1849 und ihrer acht Ableger, die parallel mit dem dynamischen Bevölkerungswachstum der Stadt in den Leipziger Vorstädten entstanden. Ihre wichtigsten Quellen dafür sind städtische Archivalien, Periodika sowie gedruckte Verwaltungsberichte und zeitgenössische Untersuchungen zur Armenfürsorge in Leipzig und darüber hinaus in anderen sächsischen Städten. Sie unterstreicht nachdrücklich das außerordentlich starke soziale Engagement der Bürger der Stadt und die Bereitschaft von Bürgerschaft und Rat, die nicht unerheblichen Kosten für die Speiseanstalten zu schultern. Die Verfasserin schließt ihre Untersuchung mit einer melancholischen Note. Gegen Ende des 19. Jh.s waren die Leipziger Speiseanstalten nach ihrem Urteil in der Konkurrenz mit der „entstehenden modernen Imbissgastronomie“ (S. 234) nicht länger attraktiv. Vor allem für das Verhalten der Arbeiterschaft lag das am traditionellen Speisen- und Getränkeangebot der Speiseanstalten, das sich über die Jahre hinweg

kaum veränderte. Aber es lag auch an der in ihnen anzutreffenden Atmosphäre. Sie war nicht darauf angelegt, die Geselligkeit zu fördern und der Entspannung der Besucher zu dienen. Die Bedürfnisse und Interessen der potentiellen Gäste hatten sich gewandelt. Ein bedeutender Zweig der städtischen Ernährungsfürsorge, der in der Mitte des 19. Jh.s innovativ war, war in Folge des zunehmenden allgemeinen Wohlstands, so bescheiden er letztlich auch sein mochte, überflüssig geworden.

PETER ALTER

Köln

VSWG 108, 2021/2, 271–272

Philipp Kufferath / Jürgen Mittag
Geschichte der Arbeiterwohlfahrt (AWO)

J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2019, 464 S., 26,00 €.

Philipp Kufferath und Jürgen Mittag haben sich mit ihrer Geschichte der Arbeiterwohlfahrt (AWO) einer beachtlichen Herausforderung gestellt. Nicht nur der politische Hintergrund, der die Entwicklung prägte, wechselte von der Weimarer Republik über den NS-Staat zur westdeutschen Bundesrepublik und schließlich zum wiedervereinigten Deutschland. Sie mussten sich auch ein Gesamtbild über eine außerordentlich heterogene Organisation verschaffen, die heute zugleich eine Mitgliederorganisation, ein Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege und ein professionelles Dienstleistungsunternehmen ist. Das Aufgabenspektrum reicht von der politischen Diskussion bis zum Management von Sozialeinrichtungen.

Die AWO entstand als Wohlfahrtsorganisation im Umfeld der Sozialdemokratie Ende 1919, also Jahrzehnte später als die Diakonie (evangelisch), die Caritas (katholisch) oder die Landesverbände des Roten Kreuzes. Voraussetzung war, dass die SPD von der Ablehnung privater Verbände anstelle von staatlichen Institutionen abgerückt war. Zu Beginn stand die Vernetzung sozialpolitisch engagierter SPD-Mitglieder und das Angebot sozialer Dienstleistungen wie Kinderbetreuung, Hauspflege und ähnliche im Vordergrund. Erwerb und Betrieb eigener Einrichtungen blieben angesichts der bescheidenen Finanzen umstritten. Das NS-Regime setzte der AWO, wie anderen Einrichtungen der Arbeiterbewegung, ein vorläufiges Ende.

Infolge der Zerschlagung und Enteignung konnte die AWO nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wie andere Wohlfahrtsverbände auf Bestehendem aufbauen. Anfänglich ging es um die Bewältigung von Kriegsfolgen (z. B. Spendenverteilung), bereits aber auch schon um neue Einrichtungen (z. B. Altenwohnheime). In den ersten beiden Jahrzehnten der BRD stieg die Zahl der hauptamtlich Mitarbeitenden von 2.000 auf 8.500; 2017 erreichte sie 228.000. Grund waren die zunehmend zahlreicheren Tätigkeitsfelder: Altenhilfe, Erholungsfürsorge, Kindertagesstätten, Jugendwohnheime, Jugendzentren, Müttergenesung, familienpädagogische Arbeit, Behindertenhilfe, Suchtkrankenhilfe, Betreuung ausländischer Arbeitnehmer, Schulsozialarbeit, Horte und Hauspflegedienste.

In diesem komplexen, dezentralen und zunehmend stärker ausdifferenzierten Organisationsgeflecht wuchsen die Führungsprobleme, besonders ab den 1980er Jahren, als mit der konservativ-

liberalen Koalition Sparmaßnahmen in den Vordergrund rückten. Die AWO stand vor ernsthaften wirtschaftlichen Schwierigkeiten und musste sich juristisch und betriebswirtschaftlich professionalisieren. Das hauptamtliche Personal gewann gegenüber den ehrenamtlichen Strukturen an Gewicht. Bezirksverbände und auch der Bundesverband mussten zum Teil langjährige Einrichtungen verkaufen. Die neoliberale Ideologie privilegierte rein kommerzielle Anbieter gegenüber ideell fundierten wie der AWO.

Die Autoren erzählen nicht unbesehen eine Erfolgsgeschichte; vor allem für die letzten Jahrzehnte werden auch Probleme identifiziert. In den Haupttext eingestreut sind Illustrationen sowie Kästchen mit Biographien wichtiger Funktionärinnen und Funktionäre, Kurzdarstellungen von Organisationen, Zeitschriften und Einrichtungen der AWO (z. B. Heime, Kliniken, Bildungs- und Forschungseinrichtungen, Hilfswerke, Verbandsbauten) sowie Karten zur organisatorischen Gliederung in den verschiedenen Perioden und Grafiken zu Mitgliedschaft und Aktivitäten. Auch wird die zentrale Rolle von Frauen hervorgehoben, angefangen mit der Gründerpersönlichkeit Marie Juchacz. Angesichts der Fülle des Materials bleibt die Darstellung gelegentlich stark der Innensicht verhaftet. Eine bessere Einordnung in das System der Wohlfahrtsverbände mit mehr vergleichenden Daten einerseits und in die staatliche Sozialpolitik andererseits würde es erleichtern, die Bedeutung der AWO einzuschätzen.

BERNARD DEGEN

Basel

VSWG 108, 2021/2, 272–273

Michael Pauly / Martina Stercken

Stadtentwicklung im vormodernen Europa. Beobachtungen zu Kontinuitäten und Brüchen

(Mediävistische Perspektiven 8), Chronos, Zürich 2019, 96 S. (8 s/w Abb., 17 Farbabb.), 15,00 €.

Der Band befasst sich auf knapp 100 Seiten mit Permanenzen und Wandel in der Geschichte der westeuropäischen Stadt seit dem 12. und bis ins 19. Jh. Die „mediävistischen Perspektiven“ sind eine seit 2010 von der „Züricher Mediävistik“ herausgegebene Reihe mit Essays zur mediävistischen Forschung. Als Essay bzw. überarbeiteter Sammelbandbeitrag einer Publikation aus dem Jahr 2016 fasst der Band zwar Forschungen zur vormodernen Stadt zusammen und gibt in den Endnoten weiterführende Literatur, ist aber letztlich darauf ausgerichtet, Kontinuitäten und Brüche auszumachen und knapp zu diskutieren.

Die Kapitel behandeln zunächst ausführlicher den urbanen Raum als Stadtgebiet und Städtetz (7–33), dann städtisches Wirtschaften (33–41), gesellschaftliche Ordnung (41–48), Stadtstatus und politischen Handlungsspielraum (48–56), die Stadt als kulturellen Mittelpunkt (56–65) und gehen zuletzt auf Kontinuitäten und Brüche ein, auf Tragweiten und Halbwertszeiten von Städten (65–67). Anhand der gewählten Themenbereiche werden nach Aussage der Verfasser Befunde der

historischen Forschung zur vormodernen Stadt und Erkenntnisse anderer Disziplinen zusammengeführt und neu bewertet. Diese Themen, welche die Stadt im inneren, aber mehr noch in ihrer Vernetztheit und in ihren Variationen in den Blick nehmen, werden als „wesentliche Aspekte des komplexen Phänomens Stadt“ vorgestellt (6). Insgesamt 25 Abb., davon zahlreiche in Farbe, bereichern den Band.

Kontinuitäten zeigt der Band vor allem in der Behandlung von Wirtschaft, Bürgerrecht und Selbstverwaltungsrechten als zentrale Themen der Stadtentwicklung. Wirtschaft und auch Recht prägen die Stadtopographie, ihre baulichen und Gesamt-Entwicklungen. Aus den wirtschaftlich und rechtlich verschiedenen Personengruppen und ihrem Anteil an den Freiheiten der Stadt bzw. ihrer politischen Partizipation ergibt sich der Stadttypus. Kontinuität ergibt sich dabei etwa aus einer „erstaunlichen Stabilität der ratstragenden Eliten“ (S. 44). Starke Veränderungen in der sozialen, rechtlichen oder politischen Zusammensetzung der Städte verursachen Brüche in der Stadtgeschichte. Ein wichtiges Thema, das sich durch den Band zieht, ist die Frage nach dem Entwicklungspotential der Stadt in ihren Außenbeziehungen. Es ist vor allem gebunden an ihre (fortgesetzte) Teilhabe am überregionalen Handel und also an eine stark ausgebildete Zentralortfunktion im Städtenetz. Darüber hinaus ist es der Grad an Autonomie, der hier ein Faktor der Stadtentwicklung ist – und das Verhältnis von Stadt und Stadtherren anspricht, das von außen auf die Stadtgesellschaft einwirkt. Dabei bestehen auch deutliche regionale Unterschiede: In Frankreich und England etwa zählte „Selbstverwaltung nicht zu den charakteristischen Eigenschaften von Städten“. In der Frühen Neuzeit führte gerade die Einflussnahme von Stadtherren oftmals zu Brüchen in der Stadtentwicklung durch Einschränkung der Selbstverwaltungsrechte.

Zahlreiche weitere Themen werden angesprochen, darunter Stadt und Umland, soziale Gruppen in der Stadt, Migration, Bildung und Künste u. v. m., die hier nicht im Einzelnen besprochen werden sollen. Festzustellen bleibt, dass der Band als Essay naturgemäß auf einer allgemeineren Ebene verbleibt. Erfreulich wäre sicherlich die Aufnahme mehrerer Beispiele aus dem zentral- und nordeuropäischen Raum gewesen, um dem Bezugsrahmen des „vormodernen Europas“ ganz und gar gerecht zu werden. Doch ist der Band sicher geeignet, einführend die Komplexität des Themas „europäische Stadtentwicklung in der Vormoderne“ aufzuzeigen, mit allgemeinen Themen bzw. Faktoren der Stadtentwicklung, die zugleich immer Spielarten und Variationen mit sich bringen. Dabei wird deutlich, dass die neuere stadtgeschichtliche Forschung Kontinuitäten zwar noch als Leitthemen wahrnimmt, doch Pluralismus, Variationen und stadtspezifische Entwicklungen aufzeigt und bei der Abgrenzung der Stadt gegen andere Siedlungsformen oftmals „Grauzonen“ ausmacht. Die vorgestellten Beobachtungen zeigen, wie schwer es ist, Kontinuitäten von Brüchen und allgemeine von Sonderentwicklungen zu trennen und laden dazu ein, weitere Untersuchungen zu einzelnen Faktoren und Regionen anzuschließen bzw. den allgemeinen Überlegungen Einzelstudien aus allen Regionen Europas gegenüberzustellen.

ANGELA HUANG

Lübeck

VSWG 108, 2021/2, 274–275

Lutz Raphael

Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom

Suhrkamp, Berlin 2019, 526 S., 32,00 €.

Wenige Fachbücher sind in der vergangenen Dekade so breit rezipiert worden wie das 2008 erschienene „Nach dem Boom“ von Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, das ein Arbeitsprogramm für die Erforschung unserer unmittelbaren Vorgeschichte formulierte. Ein gutes Jahrzehnt später gibt mit Raphael einer der beiden Verfasser nun Antworten auf die seinerzeit gestellten Fragen und fasst diese in einer „Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom“ zusammen. Die beeindruckend gründliche, systematische Arbeit ist nicht allein Synthese – so viele historisch-empirische Arbeiten liegen noch nicht vor –, sondern ebenso Forschungsarbeit, insbesondere wenn der Trierer Historiker mit sozialstatistischen Datenbanken operiert.

„Westeuropa“ meint hier Frankreich, das Vereinigte Königreich und die BRD, eine Wahl, die Raphael pragmatisch begründet, ohne den Anspruch aufzugeben, Trends für den gesamten westlichen Subkontinent zu identifizieren (der Verweis auf Philip Thers jüngere Darstellung zu Osteuropa nach 1990 hilft angesichts begrenzter Komplementarität indes nicht). Die Periodisierung von 1970 bis 2000 wird am Ende des Buches aus der Konvergenz verschiedener Zäsuren erklärt: 1968 als Chiffre des antiautoritären Aufbruchs einerseits, der Durchbruch des Internets als neuer Kommunikationsraum andererseits; politische Brüche wie Wahlen und der tiefe Fall der Sozialdemokratie im neuen Millennium; ökonomische Daten wie die Rezession der 1970er hier und die Hoffnungen der New Economy dort; sowie ein generationeller Wandel, der die Protagonisten der alten Industriearbeit, die *classes populaires*, um die Jahrtausendwende zu einer Minderheit werden ließ.

Letzterer ist der Kern jener Geschichte, die Raphael auf rund 500 Seiten erzählt: die des Strukturwandels von Erwerbsarbeit im Übergang von der klassischen Industrie- in eine unübersichtliche, keineswegs vollständig deindustrialisierte Dienstleistungsgesellschaft. In acht Kapiteln – fünf aus der „Vogelperspektive“, drei als „Nahaufnahmen“ – schildert das Buch diverse Umbrüche in diesem Wechselspiel. In beeindruckender Weise gelingt es Raphael, die unterschiedlichen Dimensionen miteinander zu korrelieren: den Stellenabbau in an Bedeutung verlierenden Industrien (Kohle, Stahl, Automobilbau) mit der Erosion des kollektiven Tarifrechts und dem Trend zur Flexibilisierung industrieller Arbeitsbeziehungen – und diese wiederum mit dem Aufstieg der „Humankapital“-Figur und ihrer Diffusion in bildungspolitische Kategorien und betriebliche Arrangements; zuletzt die einschneidenden Auswirkungen auf individuelle Berufswege und -kollektive, lebensweltliche Räume, die den Übergang aus der alten in die neue Zeit nicht verlustfrei bewältigten.

Raphaels Studie umreißt die Großtrends für alle drei Länder, benennt aber präzise Unterschiede: die gezielte britische Deindustrialisierung der 1980er Jahre ebenso wie rechtliche Rahmungen, die Kündigungen und Arbeitszeit in Deutschland und Frankreich, die weniger dereguliert waren als im britischen Fall; die Konfliktaustragung unterschied sich erkennbar in ihrer Militanz. Markant fielen auch die bildungspolitischen Unterschiede aus: das britische „modulare Konzept flexibler job skills“ (S. 269) bediente Unternehmerwünsche, während in Frankreich Ausbildungswege zu-

gunsten formaler Bildungstitel umgebaut und überqualifizierte, entsprechend leicht enttäuschte Berufseinsteiger produziert wurden. Derweil widerstand das deutsche Duale System allen Reformforderungen und avancierte zum Garanten arbeitsmarktpolitischer Stabilität. Allerdings galt dies ungleich mehr im Westen als im Osten der BRD, dem Raphael nicht nur in dieser Hinsicht britische Züge attestiert. Dies ist ihm auch deswegen wichtig, um den Containern der inzwischen etwas angegrauten *Varieties-of-Capitalism*-Debatte zu entgehen und stattdessen die konkrete Transformation aus den Mischverhältnissen nationaler, regionaler und lokal-betrieblicher Faktoren zu erklären. Dennoch scheint wiederholt eine westdeutsche Erfolgsgeschichte durch, nicht zuletzt im Gewicht, das Raphael kollektiver Interessenvertretung als Modus gesellschaftlicher Teilhabe beimisst, die räumlichen, politischen und ökonomischen Ausgrenzungserfahrungen entgegenwirkte. Dort, wo dies nicht gelang, so legt sein Schluss nahe, wechselten die *classes populaires* ins Lager der Populisten.

Dies wirft indes die Frage auf, warum populistische Projekte in substantiellem Maße von anderen Gruppen mitgetragen werden, jedoch die „besserverdienenden“ Mittelschichten“ (S. 473) und Eliten kaum auftauchen. Auch die europäische Dimension nationaler Sozialpolitik wird wenig reflektiert, und hier fügt sich ins Bild, dass dort, wo Migranten firmieren, diese nicht aus den Gemeinschaftsländern kommen. Kulturhistorische Perspektiven finden sich, wo es um Sprache und Wissen geht, doch die Versuche, in knappen, buchstäblich illustrierenden Vignetten den methodischen Einfallswinkel zu weitern, wirken etwas halbherzig. Dies gilt auch für die „Nahaufnahmen“: Die zuvor statistisch so präzise umrissenen Menschen nehmen nicht recht Gestalt an. Im Vogelflug ist das Buch mehr bei sich.

So ist „Jenseits von Kohle und Stahl“ eine vorbildlich systematische, durchweg präzise sozialhistorische Pionierarbeit, nicht zuletzt in ihrer Sprache, die stets voraussetzungs-, abstraktions- und substantivreich ist, auch wenn die pädagogische Diktion dies zu kompensieren sucht. Und vielleicht ist sie thematisch und konzeptionell auch ein später Ausdruck eben jener Epoche, die sie selbst zu beschreiben sucht.

KIM CHRISTIAN PRIEMEL

Oslo

VSWG 108, 2021/2, 275–276

Axel Weipert

Das Rote Berlin. Eine Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung 1830–1934

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 191 S., 29,00 €.

Axel Weipert verfolgt – chronologisch und im Kontext der allgemeinen Stadt- und Landesgeschichte – die historische Entwicklung der Berliner Arbeiterschaft und ihrer vielfältigen Organisationen von ihren Anfängen in der zunächst kleinen Residenzstadt an der Spree bis zur Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung in der NS-Zeit. Berlin hatte sich infolge der Reichsgründung und der zunehmenden Industrialisierung aus Sicht der internationalen Arbeiterbewegung, wie Fried-

rich Engels 1893 feststellen konnte, an die „Spitze aller europäischen Großstädte“ gestellt und „selbst Paris weit überflügelt“. Ziel der Darstellung ist, „die Breite und den Facettenreichtum dieser Bewegung deutlich zu machen.“ Sie „will Geschichte durch Geschichten verständlich machen und setzt kein umfassendes Vorwissen voraus“ (S. 3).

Und in der Tat: Es gelingt dem Autor in seiner flüssig und über weite Strecken spannend geschriebenen Geschichte der lohnabhängig und „ohne relevantes Eigentum an Produktionsmitteln“ (S. 4) Arbeitenden, die Alltagswelt sowie die kulturellen Praktiken einerseits und die politische Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung andererseits in zentralen Aspekten in den Blick zu nehmen.

Berichtet wird beispielsweise über den Protest der Handwerker gegen die Maschinenarbeit am Beispiel des Streiks der Kattundrucker 1844, von der Plackerei der Näherinnen in der Heimarbeit, von den Wohnverhältnissen der Arbeiterfamilien und den bis 1933 letztlich nur begrenzt wirksamen Bemühungen des sozialen Wohnungsbaus, von den sich hier im Zeitverlauf nur langsam verbessernden hygienischen Verhältnissen, aber auch von den Trinkgewohnheiten der Arbeiterschaft (der Kampf gegen den Alkoholismus bildete über Jahrzehnte hinweg ein wichtiges Thema selbst der internationalen Sozialistenkongresse, wobei die stetige Zunahme des Bierkonsums gegenüber dem Schnapstrinken vor diesem Hintergrund wohl tatsächlich als Zeichen kulturellen Fortschritts zu werten ist). Wiederholt thematisiert wird der Arbeitsalltag der Lohnabhängigen, besonders die zentrale Funktion des Berufs für das Selbstbild der (Fach-)Arbeiterschaft. Aber auch die oft hochprekäre Situation der weiblichen Beschäftigten und nicht zuletzt die oft besonders erbärmliche Situation der vielen Heimarbeiterinnen werden plastisch dargestellt. Generell liegt die Stärke des Buches besonders in der Fähigkeit des Autors, aussagekräftige, zeitgenössische Dokumente (besonders aus dem breiten Fundus der quellengesättigten Literatur der DDR) exemplarisch so miteinander zu verknüpfen, dass ein höchst lebendiges, fast collageartiges Panorama des Berliner Arbeitermilieus im Zeitverlauf gelingt.

Während Weipert die Organisations-, Ideen- und Programmgeschichte der Arbeiterparteien und auch der Gewerkschaften weitgehend ausblendet, setzt er sich ausführlich mit der Spaltung innerhalb der Arbeiterbewegung im Zuge der Zustimmung der Gewerkschaften und der SPD zu den Kriegskrediten und dann mit den gewalttätigen Auseinandersetzungen im Anschluss an die Novemberrevolution sowie in der Frühphase der Weimarer Republik auseinander. Gegen Ende des Krieges entwickelte sich die Stadt zu einer Hochburg der USPD, die einige Jahre lang ein Vielfaches der SPD-Mitgliedern zahlen vorweisen konnte. Auch der Berliner Rätebewegung der Jahre 1919 bis 1920, als die Räteidee hunderttausende Anhänger mobilisieren konnte, gilt sein Interesse und sicherlich auch seine Sympathie. Auch im anschließenden Kapitel über die Weimarer Republik bleibt der Autor erfolgreich bemüht, die Lebenswelt der Arbeiterschaft einerseits und die Entwicklung der nun organisatorisch getrennten Fraktionen der Berliner Arbeiterbewegung andererseits in ihrer Vielfalt abzubilden.

Weipert schließt sein Buch mit dem Jahr 1934 und einer knappen Schilderung des opferreichen, aber zu diesem Zeitpunkt wohl bereits aussichtslosen Widerstands vieler Mitglieder der Arbeiterorganisationen – Parteien und Gewerkschaften – gegen die NS-Diktatur. Insgesamt wird der Autor seinem Anspruch einer gewiss nicht umfassenden, aber weithin spannenden und lebendigen Darstellung der Geschichte der Berliner Arbeiterschaft und teilweise auch der ihrer Organisationen gerecht.

D. Wirtschaftsgeschichte

VSWG 108, 2021/2, 277–278

Stefano Condorelli / Daniel Menning (Hg.)

Boom, Bust, and Beyond. New Perspectives on the 1720 Stock Market Bubble

De Gruyter, Berlin 2019, 363 S. (22 Abb.), 89,95 €.

Das Interesse der Wissenschaft, der Politik und nicht zuletzt der breiten Öffentlichkeit am Wesen von Wirtschafts- und Finanzkrisen wird in regelmäßigen Abständen immer wieder neu belebt. Man denke nur an die jüngsten Krisen wie die Dotcom-Krise im Jahr 2000, die Subprime-Krise im Jahr 2007 sowie die kombinierte Staatsschulden-, Banken- und Wirtschaftskrise in Europa – kurz: Eurokrise – seit 2009/10. Auch die Corona-Pandemie wird sich aufgrund ihrer massiven Auswirkungen auf den Wirtschaftskreislauf in die Reihe der großen Wirtschafts- und Finanzkrisen einordnen. Wie entstehen Wirtschafts- und Finanzkrisen? Gibt es einen typischen Verlauf? Sind sie ein normaler Bestandteil moderner kapitalistischer Wirtschaftssysteme? Wie lassen sie sich (besser) prognostizieren? Dies sind nur einige Fragen, die in diesem Zusammenhang gestellt worden sind.¹ Mit dem vorliegenden Sammelband möchten Stefano Condorelli und Daniel Menning einen weiteren Beitrag zur Beantwortung jener und anderer Fragen, die sich auf die Natur von Wirtschaftskrisen beziehen, leisten. Die Herausgeber vereinen in ihm 13 Aufsätze zur Mississippiblase von 1719/20 in Frankreich und zur Südseeblase von 1720 in England; zusammen mit der Tulpenmanie von 1636 repräsentieren diese die ersten modernen Spekulationskrisen.

Gegliedert ist der Sammelband in drei Teile: Der erste Teil möchte unser Verständnis der geographischen Dimension der beiden eng miteinander verknüpften Krisen erweitern; er besteht aus den drei Länderstudien von Peter Ericsson und Patrik Winton zu Schweden, Eve Rosenhaft zu Deutschland (Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel) und Malik W. Ghachem zu Haiti (Saint-Domingue) sowie einem in Form eines Dialogs gestalteten Aufsatz der Herausgeber über die Ideengeschichte der beiden Krisen (um nur ein Stichwort zu nennen: John Laws System der Staatsfinanzierung). Zusammengenommen verdeutlichen diese Aufsätze eindrucklich, dass die übliche Fokussierung auf Paris und London als die Entstehungsorte der Spekulationsblasen und als die Orte, an denen sich die Krisenerscheinungen auf Grund ihres Platzens zuvörderst zeigten (wenn sich überhaupt welche zeigten; siehe nächster Absatz), zu kurz greift.

Teils anhand neuer Quellen widmen sich die Aufsätze im zweiten Teil der Überprüfung ausgewählten, gemeinhin als Grundpfeiler eines Standardnarrativs akzeptierten Wissens über die Entstehung und den Verlauf der Südseeblase. Richard A. Kleer arbeitet heraus, dass der eigentliche Zweck der South Sea Company nicht in erster Linie darin bestand, aus der Umwandlung staatlicher Schulden in handelbare Unternehmensaktien Kapital zu schlagen, sondern darüber hinaus vielmehr darin, die Bank of England als des Staates Banker abzulösen. Abigail Swingen vermittelt dem Leser den umfassenderen und üblicherweise vernachlässigten politischen Kontext der Südseeblase (Stichwort: Jakobiten vs. Königstreue). Daniel Menning belegt einen Rückgang im Handel Englands mit dem Baltikum und verdeutlicht damit exemplarisch, dass das Platzen der Südseeblase entgegen der üblichen Sicht auch gravierende realwirtschaftliche Effekte zeitigte. Schließlich zeigt Amy M. Froide, dass die Erfahrungen der Zeitgenossen mit der Südseeblase noch lange nachwirk-

ten, nämlich u. a. im Umgang der Politik und der Öffentlichkeit mit dem Charitable Corporation Scandal von 1732.

Die fünf Aufsätze von Marlene Kessler, Dror Wahrmann, Anne L. Murphy, Jean-Yves Grenier und Christine Zabel, die den dritten Teil formen, eint das Bestreben, ein durch zeitgenössische Vorstellungen geleitetes Verständnis von Spekulation bzw. spekulativem Verhalten herauszuarbeiten – als Gegenpol zu unserem modernen Verständnis, das man den Zeitgenossen gerne im Rückblick unterstellen möchte.

Insgesamt wird der vorliegende Sammelband dem Ziel, neue Perspektiven auf den Forschungsgegenstand zu eröffnen (S. 8), allemal gerecht. Will man sich ernsthaft und auf dem neuesten Stand mit der Mississippi- und Südseeblase beschäftigen, kommt man an der Lektüre dieses Sammelbandes nicht vorbei.

- ¹ Vgl. einschlägig Charles P. Kindleberger / Robert Z. Aliber: *Manias, Panics and Crashes. A History of Financial Crises*. Palgrave MacMillan, Houndmills/Basingstoke und New York 2005.

TOBIAS A. JOPP

Regensburg

VSWG 108, 2021/2, 278–279

Stefan Dörre

Wirtschaftswunder global. Die Geschichte der Überseemärkte in der frühen Bundesrepublik

(Beiträge zur Europäischen Überseegeschichte 108), Franz Steiner, Stuttgart 2019, 394 S. (6 Abb., 4 Tab., 3 Fotos), 64,00 €.

Als im Oktober 1955 eine erste Gruppe junger Griechen im Rahmen eines Praktikantenprogramms in die Bundesrepublik kam, waren die Schwierigkeiten zunächst groß. Ein Jahr später funktionierte das Zusammenspiel der beteiligten Stellen bei der Anreise einer ägyptischen Gruppe schon wesentlich besser. Neben dem Ausbau von Ausbildungsinstituten in den „Entwicklungsländern“ sollten die Praktikantenprogramme der Carl-Duisberg-Gesellschaft der Herausbildung qualifizierter Fachkräfte für das Ausland dienen. Stefan Dörre führt dieses Beispiel an, um zu verdeutlichen, wie westdeutsche Außenhandelskreise in den 1950er Jahren die Industrialisierung in „Übersee“ über die Heranbildung einer indigenen Elite vorantreiben wollten.

Anders als der Titel zunächst suggeriert, analysiert die Dissertation weder die globalen Prozesse des Wirtschaftswunders – dieses steckt im Grunde nur die zeitliche Perspektive ab – noch die ökonomische Entwicklung der „Überseemärkte“. Vielmehr handelt es sich um eine kulturhistorische Studie, die sich auf Wahrnehmungsmuster und Akte der Kommunikation konzentriert und nach den Vernetzungsstrukturen, Begrifflichkeiten, Konzepten und Organisationsprinzipien westdeutscher Außenhandelskreise fragt. Nicht der Handel in „Übersee“, sondern die Vermessung der

Reichweite des Wissens über die „Übersee“ bildet daher den Mittelpunkt. Denkstile und Diskurse, Cluster und Stereotype stellen infolgedessen zentrale methodische Bezugspunkte dar.

Den Auftakt bilden die Goodwill-Missionen der 1950er Jahre, die als erste Erkundungen fremd gewordener Welten fungierten und durch die sich der Blick auf die Gemeinsamkeiten unterentwickelter Weltregionen festigte. Der Mangel an Informationen, an etablierten Kontakten und an Kapital prägte nicht nur den Außenhandel mit „Übersee“, sondern stellte generell ein Problem der deutschen Wirtschaft in den ersten Nachkriegsjahrzehnten dar. Dabei galten die „überseeischen Märkte“ jedoch als besonders risikoreich. Erst Mitte der 1950er Jahre wandelte sich die Vorstellung über die Weltwirtschaft als strukturell stabiles System; künftig wurden auch Aufstiege peripherer Regionen für möglich gehalten, sodass die „überseeischen“ Gebiete zu vielversprechenden Märkten der Zukunft avancierten. Diese wurden fortan als eigenes Erkenntnisobjekt und homogene Gruppe mit spezifischen „Entwicklungsproblemen“ angesehen. In diesem Zusammenhang entstand Mitte der 1950er Jahre ein weitverzweigtes Netz an Institutionen, die teilweise an ältere, kolonialistische Denktraditionen anknüpften und sich in mehreren regionalen Wissensclustern verdichteten. Jene nähräumlichen Vernetzungen umfassten die Region Hamburg-Bremen-Kiel, den Rhein-Ruhr-Kreis, ein süddeutsches Cluster sowie die Wissensinstitutionen in Berlin, wobei das norddeutsche Cluster eine gewisse Führungsrolle einnahm und das westdeutsche Cluster von seiner Nähe zu zahlreichen Firmen und Verbänden sowie zum neuen Regierungssitz profitierte.

Nach einem knappen Exkurs zur Veränderung des Außenhandels in den 1960er Jahren, zur Entwicklungsanleihe von 1960 und zur Rolle von Banken und Versicherern im „Überseegeschäft“ (Kapitel V), stellt Dörre die Entwicklung der Institutionen und Netzwerke in den 1960er Jahren dar. Trotz einiger Neugründungen blieb der norddeutsche Raum das einflussreichste Wissenscluster – besonders nach dem Bedeutungsverlust von Berlin. Abgerundet wird die wissenschaftsgeschichtlich inspirierte Institutionengeschichte durch eine Analyse der darin zirkulierenden Wissensbestände. Hier kommt Dörre zu dem Ergebnis, dass Wirtschaftsräume stets als Kulturräume begriffen und nach bestimmten Großräumen strukturiert wurden. Um 1970 fiel der Begriff „Übersee“ schließlich dem Bedürfnis der Zeitgenossen nach neuen Ordnungskategorien zum Opfer und verschwand.

Die Handlungsebene (des Unternehmens) und die Akteure bleiben in dieser wissenschaftshistorisch angelegten Arbeit recht blass. Zwar wird darauf verwiesen, dass die kulturelle Konzeption von „Überseemärkten“ auch Auswirkungen auf die Praxis hatte, konkrete Investitionsentscheidungen gehören jedoch nicht zu Dörres Analyse, und so bleibt es letztlich weiteren Studien überlassen, die ökonomischen Wirkungen der als Denkkollektiv verstandenen Außenhandelskreise zu vermessen. Für die auf die „überseeischen Märkte“ ausgerichteten Institutionen und ihre Wissensbestände liegt hiermit eine formidable Grundlage vor.

CHRISTIAN MARX

Trier

VSWG 108, 2021/2, 280–281

Maximilian Kutzner

Marktwirtschaft schreiben. Das Wirtschaftsressort der Frankfurter Allgemeinen Zeitung 1949 bis 1992

(Medienakteure der Moderne 1), Mohr Siebeck, Tübingen 2019, 360 S. (14 Abb.), 59,00 €.

Rechtzeitig zu ihrem 70-jährigen Jubiläum im Jahr 2019 sind aus dem Würzburger Forschungsprojekt „Geschichte eines Leitmediums. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* von ihrer Gründung 1949 bis zur Gegenwart“ zwei Arbeiten zur Geschichte der FAZ hervorgegangen. Neben der von Peter Hoeres verfassten Gesamtbetrachtung der FAZ bietet die hier zu besprechende Arbeit seines Mitarbeiters Maximilian Kutzner dem Leser einen detaillierteren Blick auf das Wirtschaftsressort.¹ Das Buch bildet den Auftakt der von Peter Hoeres und Dominik Geppert herausgegebenen Reihe „Medienakteure der Moderne“, in welcher Arbeiten versammelt werden sollen, die sich den internen Strukturen und Prozessen von Medien in geschichtswissenschaftlicher Perspektive widmen.² Damit ist bereits der Ansatz beschrieben, dem Kutzners Arbeit folgt: die Untersuchung des Wirtschaftsressorts der FAZ unter expliziter Betrachtung des von medienhistorischen Arbeiten oftmals als Black Box behandelten Ressorts. Konkret geht es Kutzner darum zu zeigen, welche Bedeutung dem Wirtschaftsressort als Medienakteur im Zeitraum zwischen 1949 und 1992 zukam, sowie zu fragen, welche Leitbilder, internen Abläufe und organisatorischen Prinzipien das Ressort bestimmten. Mittels der Unterscheidung zwischen der „sichtbaren“ und der „unsichtbaren Seite“ des Ressorts, d. h. der Berichterstattung und der ressortinternen Perspektive, untersucht die Arbeit die Interaktion dieser beiden Sphären. Dementsprechend fußt das Buch neben den Artikeln des Wirtschaftsteils auf FAZ-internen Quellen sowie zahlreichen Gesprächen des Autors mit aktiven und ehemaligen Redaktionsmitgliedern. In inhaltlicher Hinsicht ist Kutzners Arbeit insofern sehr begrüßenswert, als sie mit dem Wirtschaftsjournalismus ein Forschungsfeld behandelt, das bis auf wenige Ausnahmen – hier ist v. a. die Arbeit von Robert Radu zum Kaiserreich zu nennen – noch relativ wenig Aufmerksamkeit erhalten hat.³

Die Arbeit ist in fünf Hauptkapitel gegliedert, von denen das erste die Vor- und Gründungsgeschichte der FAZ sowie die Rolle, die das Wirtschaftsressort dabei spielte, behandelt, während das zweite auf strukturelle Merkmale des Ressorts eingeht. Vor allem dieses zweite Kapitel bietet dem Leser Neues, nämlich einen tiefgehenden Einblick in den Aufbau und die Arbeitsweise des Ressorts. Die verbleibenden drei Kapitel erzählen in chronologischer Reihenfolge dessen Geschichte bis zur Wiedervereinigung, wobei sich die Unterkapitel an thematischen Gesichtspunkten orientieren. Auch wenn sich Kapitel vier und fünf den 1970er und 1980er Jahren widmen, so weist die Arbeit aufgrund der zahlreichen Rückgriffe auf die 1950er und 1960er Jahre hier einen Schwerpunkt auf; auch erscheint die Untersuchung für diese beiden Jahrzehnte um Einiges tiefgehender.

Legt man die von Kutzner getroffene Unterscheidung zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Seite des Wirtschaftsressorts als Maßstab an, so liegt die Stärke der Arbeit eher bei letzterer. Die detaillierte Betrachtung der redaktionsinternen Abläufe liefert im Zusammenspiel mit dem Fokus auf die verschiedenen Mitarbeiter der Redaktion einen sehr erhellenden Beitrag. Verglichen damit wirkt die Untersuchung der sichtbaren Seite – sprich: der Berichterstattung – bisweilen et-

was oberflächlich. Nichtsdestotrotz gelingt es Kutzner, beide Seiten zu verbinden und die Interaktion zwischen der Redaktion und ihrem Umfeld an zahlreichen Beispielen herauszuarbeiten. Als besonders positiv ist dabei die Darstellung personeller Aspekte zu erwähnen, wobei aufgrund der Vielzahl an behandelten Personen eine Übersicht die Orientierung erleichtert hätte. Die Arbeit bietet insgesamt relativ wenig visuelles Anschauungsmaterial, wobei einige der Grafiken Worthäufigkeiten der Berichterstattung darstellen. Dieser Ansatz, der auch bei Hoeres Gesamtdarstellung zu finden ist, ist zwar durchaus zu begrüßen, gibt er doch eine Idee davon, wie quantitative Methoden historische Untersuchungen unterstützen können. Leider bleibt es bei einer Idee, die Möglichkeiten einer quantitativen Auswertung der Berichterstattung, welche bereits das Onlinearchiv der FAZ bietet, werden lediglich angerissen. Hier wäre zumindest eine kurze Erklärung wünschenswert gewesen, warum von diesen Möglichkeiten kein Gebrauch gemacht und stattdessen mit einer Stichprobenauswahl gearbeitet wurde. Zudem fehlt es den Darstellungen zum Teil an erklärenden Hinweisen und Achsenbeschriftungen, was dem Leser die Interpretation erschwert. Inhaltlich ist kritisch festzuhalten, dass die fundamentalen Veränderungen der Medienlandschaft, wie etwa die Digitalisierung, nur am Rande gestreift werden. Angesichts der Herausforderung, die Geschichte des Wirtschaftsressorts im Zusammenspiel mit seiner Umwelt über einen Zeitraum von mehr als vier Jahrzehnten zu beschreiben, sind diese Kritikpunkte allerdings zu relativieren. Insgesamt liefert Kutzner ein äußerst stimmiges und lesenswertes Buch. Die klar formulierten Forschungsfragen und zahlreichen Zwischenfazit geben dem Leser immer wieder Orientierungspunkte. Daneben ist es die übersichtliche Strukturierung sowie die stellenweise – im positiven Sinne – journalistische Sprache, die das Buch nicht nur lesenswert, sondern auch sehr lesbar machen. Das Buch sei besonders jenen ans Herz gelegt, die den Wirtschaftsteil der FAZ regelmäßig aufschlagen.

- 1 Peter Hoeres (2019): Zeitung für Deutschland. Die Geschichte der FAZ, München/Salzburg. Zwei weitere Projekte widmen sich dem Politikteil und dem Feuilleton. Siehe die Projekt-Homepage.
- 2 Siehe <https://www.mohrsiebeck.com/schriftenreihe/medienakteure-der-moderne-mdm>.
- 3 Vgl. Robert Radu (2017): Auguren des Geldes. Eine Kulturgeschichte des Finanzjournalismus in Deutschland 1850–1914, Göttingen.

LINO WEHRHEIM
Regensburg

VSWG 108, 2021/2, 281–283

Rolf Rieß (Hg.)

Arbeitsgemeinschaft zum Studium der sowjetrussischen Planwirtschaft (ARPLAN). Reise in die Sowjetunion 1932

Metropolis, Marburg 2019, 389 S., 68,00 €.

Im Zentrum des Buches steht die Reise der ARPLAN vom 20.8.–12.9.1932. Diese heute unbekannte Vereinigung hatte erst Anfang 1932 ihre Gründungskonferenz in Berlin abgehalten und fand bereits ein Jahr später mit der Machtübernahme der Nazis ihr Ende. Die ARPLAN war eine heterogene

Gruppe, die ein breites Spektrum, von Kommunisten bis zu Nationalkonservativen, umfasste. Treibende Kraft war der Gießener Ökonom Friedrich Lenz (1885–1968), der heute vor allem mit seinen Arbeiten zu Friedrich List in Erinnerung geblieben ist, in dessen lehrgeschichtlicher Tradition er stand.

Lenz war auch der Leiter der Studienreise auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, als der westliche Kapitalismus aufgrund von Massenarbeitslosigkeit in erhebliche Legitimationsprobleme geraten war. Infolgedessen bildeten unter den 24 Teilnehmern elf Ökonomen die größte Gruppe, gefolgt von sieben Ingenieuren, die vor allem die technische Seite der mit dem ersten Fünfjahresplan 1928 eingesetzten forcierten Industrialisierungsstrategie in Augenschein nahmen. Zur Reisegruppe gehörten auch drei Niederländer unter Leitung von Professor Hermann Frijda aus Amsterdam, der 1944 in Auschwitz ermordet wurde.

Einen Kern des Bandes stellen die beiden Reiseberichte von Arvid von Harnack und Nikolaus Kelen dar (S. 47–143). Harnack war Sekretär der ARPLAN und hatte bei Lenz promoviert. Er entstammte einer großbürgerlichen Gelehrtenfamilie und wurde 1942 als führendes Mitglied der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ hingerichtet. Sein „offizieller“ Bericht, zu dem viele Teilnehmer beitrugen, listet die einzelnen Etappen akribisch auf. Im Gegensatz dazu ist der Bericht von Kelen, Dozent für Baukonstruktionen im Wasserbau an der TH Charlottenburg, wesentlich kohärenter und stellt eine gute Ergänzung dar.

Der zweite Hauptteil (S. 145–252) umfasst neun Veröffentlichungen im Anschluss an die Reise, darunter allein vier von Lenz, zwei von Emil Lederer, Deutschlands „führendem akademischen Sozialisten“ (Schumpeter) und einem der wenigen aktiven Kämpfer für die Weimarer Republik, sowie je ein Beitrag von Ernst Niekisch, Adolf Grabowsky und Frijda, in denen die sowjetrussische Realität z. T. wesentlich kritischer gesehen wird, als es in den beiden Reiseberichten zum Ausdruck kommt. Eher verzichtbar ist dagegen der dritte Hauptteil (S. 257–379), in dem Rieß eine breite Auswahl der zeitgenössischen Literatur zur Planwirtschaft zusammengestellt hat, darunter einen sehr leichtgewichtigen Vortrag von Werner Sombart.

Lenz war ein vehementer Gegner des Versailler Vertrages und vor allem vom Geist von Rapallo inspiriert. In der Selbständigkeit der deutsch-russischen Beziehungen, einer gewissen Balance zwischen Versailles und Moskau, sah er einen wesentlichen Ansatzpunkt, um Deutschlands machtpolitische Schwäche zu überwinden und „dem Schicksal einer Eingliederung in ein großfranzösisches Reich“ (Niekisch, S. 209) zu entgehen. Als konservativer Gegner von Weimar und Kritiker am wirtschaftlichen Liberalismus resultierte bei Lenz eine Offenheit gegenüber der Sowjetunion und ihrer Planwirtschaft in der Krise.

Zum Zeitpunkt der Reise war der Holodomor, die große Hungerkatastrophe im Süden der Sowjetunion 1932/33, bereits in vollem Gange, unter der die Ukraine mit ca. 3,5 Millionen Toten besonders litt. Er war die Folge der Priorität des Aufbaus der Schwerindustrie bei gleichzeitiger Zwangskollektivierung der Landwirtschaft und erbarmungsloser Liquidierung des Kulakentums. Für die Reisenden war es aber nur ein unbestätigtes Gerücht, zumal die russischen Gastgeber ihnen eher Potemkinsche Dörfer, wie die Spartakiade mit jugendlichen Sportlern, die sich durch „kräftigen Körperbau und die gesunde Gesichtsfarbe auszeichneten“ (S. 115), vorführten und die Route in der Südostukraine diskret veränderten.

Die eklatante Knappheit an Konsumgütern, die leeren Läden als Folge des Warenmangels, die materielle Entbehrung beim opferreichen Aufbau einer Industrie, in der der Taylorismus zur Voll-

endung getrieben wurde, sowie die drohende Hungerkatastrophe kommen in den Nachbetrachtungen wesentlich klarer zum Ausdruck als in den Reiseberichten, so analytisch präzise beim alten Rätekommunisten Niekisch. Die kompetenten Kommentierungen des Herausgebers ergänzen ein sehr lesenswertes Buch.

HARALD HAGEMANN

Stuttgart

VSWG 108, 2021/2, 283–284

Kim Siebenhüner / John Jordan / Gabi Schopf (Hg.)

Cotton in Context. Manufacturing, Marketing, and Consuming Textiles in the German-speaking World (1500–1900)

(Ding, Materialität, Geschichte 4), Böhlau, Köln 2019, 424 S. (75 s/w und farb. Abb.), 90,00 €.

Baumwolle und die aus ihr produzierten Textilien haben in letzter Zeit von der historischen Forschung große Aufmerksamkeit erhalten. Dabei konzentrieren sich jedoch auch Gesamtdarstellungen in Bezug auf Europa vor allem auf den nordwesteuropäischen Raum sowie die Kolonialmächte auf der Iberischen Halbinsel und deren jeweilige globale Verflechtungen. Zentraleuropa bleibt dagegen im Schatten dieser üblichen Verdächtigen der frühneuzeitlichen Globalgeschichte. Dabei bildeten gerade die Schweizer und verschiedene deutsche Territorien bedeutende Produktionszentren für Baumwollwaren im 18. Jh. Diese stehen im Mittelpunkt des Bandes, der eine dreifache Stoßrichtung verfolgt. Neben dem besseren Verständnis der Arbeitsabläufe, Methoden und eingesetzten Materialien in der hochgradig experimentellen Baumwolldruckerei werden auch Fragen nach der Vermarktung der Waren sowie ihrem Konsum in den untersuchten Regionen betrachtet, um so zu einer „cultural history of commerce“ beizutragen (S. 13).

Der Band ist in drei Abschnitte gegliedert, denen die Einleitung (Kim Siebenhüner) sowie zwei Übersichtsartikel zu textilen Innovationen im Europa der Frühen Neuzeit (John Styles) und zur indischen Blockdrucktechnik (Eiluned Edwards) vorgeschaltet sind. In Teil 1 widmen sich fünf Beiträge der Frage nach der Produktion der Textilien mit einem besonderen Fokus auf die Techniken des Druckens und Färbens der Baumwolle. Claudia Ravazzolo kann in einem sehr lesenswerten Beitrag anhand einer detaillierten, auch laborunterstützten Untersuchung einer Schürze aus dem 18. Jh. nachweisen, dass – gegenläufig zu herkömmlichen Annahmen – auch ein Wissenstransfer von Europa nach Asien stattfand. Ravazzolos Beitrag zeigt außerdem, welchen Mehrwert es haben kann, materielle Quellen zu verwenden und sie als solche ernst zu nehmen. Auch der Aufsatz von Siebenhüner zum Verhältnis von technischem und Erfahrungswissen in der Baumwolldruckerei sowie der von Jutta Wimmeler über das Königliche Lagerhaus in Berlin und die dort verwendeten Farbstoffe enthalten weiterführende Anregungen und setzen den Anspruch des Bandes, örtliche Produktionsverfahren global zu verorten, ausgezeichnet um.

Teil 2 stellt Marketing und Produktinnovationen, und damit zwei Kernthemen der Wirtschaftswissenschaften, in den Vordergrund. Bis auf Gabi Schopfs Beitrag zur Bedeutung von Warenmustern in der Kaufmannskorrespondenz, der sie anhand der Schweizer Baumwolldruckerei Laué & Co. nachgeht, weichen die Autoren dieser Sektion thematisch von den Kernpunkten des Bandes deutlich ab: Barbara Karl widmet sich der portugiesischen Einflussnahme auf die Textilproduktion in Bengalen im 15. und 16. Jh., Alexis Schwarzenbach nimmt sich den Vermarktungsstrategien Schweizer Seidenhändler in New York in der Mitte des 19. Jh.s an und Eric Häusler wiederum untersucht dies für die Schweizer Stickereiindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Die Aufsätze sind durchaus informativ und führen, besonders im Falle Schwarzenbachs, verschiedene Quellengattungen gut zusammen, bilden aber doch vor allem den titelgebenden Kontext ab.

Die Beiträge in Teil 3 stellen den Konsum der Textilien in den Vordergrund und suchen dabei den Anschluss an die in ihrer Tiefe und Breite herausragende angloamerikanische Forschung. Als ein übergeordnetes Resultat der vier Beiträge, das gleichzeitig deutlich macht, wie sinnvoll es ist, regional vergleichend zu arbeiten, kann gelten, das in Zentraleuropa im 18. Jh. etwa 30 % aller besessenen Textilien aus Baumwolle bestanden. Wie John Jordan anhand einer eindrucksvollen Datenbasis deutlich macht, war dieses Material allerdings keineswegs ein revolutionäres: In Bern fanden bedruckte Baumwollstoffe erst dann massiv Eingang in die materielle Kultur, als sie lokal hergestellt wurden. Die hochwertigeren Varianten blieben ein Privileg der Wohlhabenden. Sowohl am Niederrhein als auch in Bern oder Wien spielten außerdem Seide, Leinen und Wolle weiterhin eine genauso wichtige Rolle in der materiellen Kultur.

Ein etwas sorgfältigeres Lektorat hätte sicherlich noch einige sprachliche Ungenauigkeiten oder Fehler in den mehrheitlich von nicht englischen Muttersprachlern verfassten Beiträgen beseitigen können. Das Fehlen eines gemeinsamen Literaturverzeichnisses sowie eines Sachregisters ist bei einem Band, der wie dieser Grundlagenforschung betreibt, bedauerlich. Trotz dieser kleinen Mängel ist dies ein gelungener Band, bei dem nicht zuletzt die vielen Querverweise die innere Kohärenz abbilden.

ANNE SOPHIE OVERKAMP

Tübingen

VSWG 108, 2021/2, 284–285

John K. Wilson / Richard Pomfret (Hg.)

Historical Perspectives on Sports Economics. Lesson from the Field

(New Horizons in the Economics of Sports), Edward Elgar, Cheltenham/Northampton 2019, 193 S. (14 Abb., 22 Tab.), £ 85.00.

Wirtschafts- und Sportgeschichte sind bekanntlich Brückendisziplinen zwischen Wirtschafts- bzw. Sport- auf der einen und Geschichtswissenschaft auf der anderen Seite – mit allen Vorzügen und Nachteilen. Zu den Nachteilen gehört gewiss, dass beide Subdisziplinen selten miteinander interagieren. Daher ist die wissenschaftliche Agenda der beiden Herausgeber – sie haben bereits 2016

den Sammelband „Sports through the lens of economic history“ verantwortet – sehr zu begrüßen, da sie ein Feld erschließen, das auch über engere disziplinäre Grenzen hinaus erschließenswert scheint. Im Kern geht es ihnen darum, sporthistorische Entwicklungen ökonomisch zu erklären.

Die Bandbreite der elf Beiträge ist vergleichsweise groß. Die Themen reichen von Governance-Fragen im britischen Fußball des 19. Jh.s über die Lebenserwartung professioneller Baseballspieler (höher als der Durchschnitt) und die ökonomische Bedeutung sportlicher Großveranstaltungen bis hin zur Ausbildung komplementärer Märkte wie Sportartikelproduktion und Sportwetten. Einige Beiträge argumentieren vornehmlich qualitativ, die meisten nutzen aber ökonometrische Methoden. Das bietet sich an, da der Sport traditionell besonders statistikaffin ist und somit die Datengrundlage auch für diachrone Betrachtungen vergleichsweise günstig ist.

Beispielsweise werteten Ross, Cranfield und Inwood Daten zu Größe und Gewicht kanadischer Eishockeyspieler über einen Zeitraum von 100 Jahren aus. Neben einem erwartbaren Befund wie dem kontinuierlichen Anstieg der durchschnittlichen Körpergröße (wie bei der gesamten Bevölkerung), arbeiten sie auch heraus, dass Spieler aus dem französisch-sprachigen Teil Kanadas kleiner und leichter waren als jene aus anderen Landesteilen. Sie nähren damit Zweifel an der lange vertretenen Sicht, französischstämmige Spieler seien aufgrund ihrer ethnischen Herkunft diskriminiert worden. Ihre Daten legen nahe, dass Spieler aus Quebec seltener von Profi-Teams angestellt wurden, weil sie „schlechtere“ bzw. weniger nachgefragte physische Anlagen hatten. Zudem können Ross u. a. regulatorische Effekte nachweisen: Regeländerungen veränderten das körperliche Anforderungsprofil – v. a. bei den Torhütern, die ursprünglich die relativ kleinsten Spieler im Team waren, inzwischen aber zu den jeweils größten gehören. Die beiden beschriebenen Befunde offenbaren pars pro toto das Potential sportökonomischer Ansätze auch für die Geschichtswissenschaft: Fragen nach den Faktoren ethnischer Diskriminierung oder der Veränderung von Körperbildern greifen sogar explizit kulturhistorische Forschungen auf.

Dies gilt ähnlich auch für den Beitrag von Leeds und Rockoff, die anhand von Pferdewetten beim berühmten Kentucky-Derby zwischen 1870 und 1911 untersuchen, inwiefern die Hautfarbe eines Jockeys das Wettverhalten beeinflusste. Historischer Hintergrund ist das Aufkommen einer strikten Rassentrennung in den US-amerikanischen Südstaaten durch die *Jim-Crow-Laws*. Diese beendeten, neben anderem, eine lange sporthistorische Phase, in der schwarze Jockeys mehr Rennen gewannen als weiße. Leeds/Rockoff finden allenfalls marginale Evidenz, dass eine solche Entwicklung den Wünschen von Pferdebesitzern und Wetttern entsprach. Die Hautfarbe des Jockeys spielte keine signifikante Rolle für die Art und Weise, wie Wetten platziert wurden; auch glaubten die Pferdebesitzer nicht, dass weiße Jockeys die Siegchancen ihres Pferdes erhöhen würden.

Auch die übrigen Beiträge des Bandes zeigen auf, wie produktiv der Dialog zwischen Disziplinen sein kann, wenn sie sich ernsthaft miteinander auseinandersetzen. Daher bleibt zu wünschen, dass die Herausgeber ihre Ankündigung in die Tat umsetzen und den eingeschlagenen Weg weiterverfolgen. Der Band ist jedenfalls eine willkommene Inspiration auch für die Wirtschaftsgeschichte.

Eingegangene Bücher

A. Allgemeines

- Bennemann, Nils: Rheinwissen. Die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt als Wissensregime, 1817–1880. (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 260). Vandenhoeck & Ruprecht, 2021.
- Brehm, Anne-Christine: Netzwerk Gotik. Das Ulmer Münster im Zentrum von Architektur- und Bautechniktransfer. (=Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 36). Kohlhammer, Stuttgart 2021.
- Brühwiler, Wendelin: Zeichenform und Warenverkehr. Eine Formatgeschichte der Marke, 1840–1891. kup, Konstanz 2020.
- Chickering, Roger: Karl Lamprecht. Das Leben eines deutschen Historikers (1856–1915). Steiner, Stuttgart 2021.
- Haumann, Sebastian: Kalkstein als „kritischer“ Rohstoff. Eine Stoffgeschichte der Industrialisierung, 1840–1930. transcript, Bielefeld 2021.
- Horst, Conrad / Dethlefs, Silvia / Sagebiel, Herta (Bearb.): Die Tagebücher des Ludwig Freiherrn Vincke 1789–1844. Band 3: 1793–1800. (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen Neue Folge 54). Aschendorff, Münster 2020.
- Inhetveen, Heide / Spieker, Ira (Hg.): BodenKulturen. Interdisziplinäre Perspektiven. (=Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 40). Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2020.
- Kämpfert, Hans-Jürgen: Naturwissenschaft am Unterlauf der Weichsel. Einrichtungen und Persönlichkeiten. (=Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 42). Nicolaus-Copernicus-Verlag, Münster 2020.
- Manger, Klaus / Martin, Dieter / Nowitzki, Hans-Peter / Reemtsma, Jan Philipp (Hg.): Wielands Nachlass. Kapitalien, Hausrat, Bücher. (=Oßmannstedter Studien 6). Winter, Heidelberg 2020.
- Reinhardt, Volker: Die Macht der Seuche. Wie die Große Pest die Welt veränderte 1347–1353. C. H. Beck, München 2021.
- Rothschild, Emma: An Infinite History. The Story of a Family in France over Three Centuries. Princeton U.P., Princeton 2021.
- Waltenberger, Sarah: Deutschlands Ölfelder. Eine Stoffgeschichte der Kulturpflanze Raps (1897–2017). (=Geschichte der technischen Kultur 8). Ferdinand Schöningh, Paderborn 2020.

B. Allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

- Biebricher, Thomas: Die politische Theorie des Neoliberalismus. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2021.
- Graber Majchrzak, Sarah: Arbeit – Produktion – Protest. Die Leninwerft in Gdansk und die AG „Weser“ in Bremen im Vergleich (1986–1983). (=Zeithistorische Studien Band 62). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2020.
- Höhn, Philipp: Kaufleute in Konflikt. Rechtspluralismus, Kredit und Gewalt im spätmittelalterlichen Lübeck. Campus, Frankfurt am Main 2021.
- Jäger, Wolfgang / Lauschke, Karl / Mittag, Jürgen (Hg.): Mitbestimmung im Zeichen von Kohle und Stahl. Debatten um die Montanbestimmung im nationalen und europäischen Kontext.

- (=Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen Schriftenreihe A: Darstellungen 49). Klartext, Essen 2020.
- Link, Stefan: *Forging Global Fordism. Nazi Germany, Soviet Russia, and the Contest over the Industrial Order. A new global history of Fordism from the Great Depression to the Postwar Era.* Princeton U. P., Princeton 2020.
- Orias, Paola A. Revilla: *Entangled Coercion. African and Indigenous Labour in Charcas (16th–17th Century).* (=Work in Global and Historical Perspective, 9). de Gruyter, Berlin 2021.
- Pfister, Ulrich / Hesse, Jan-Ottmar / Spoerer, Mark / Wolf, Nikolaus (Hg.): *Deutschland 1871. Die Nationalstaatsbildung und der Weg in die moderne Wirtschaft.* Mohr Siebeck, Tübingen 2021.
- Särkkä, Timo: *Paper and the British Empire. The Quest for Imperial Raw Materials, 1861–1960.* Routledge, Florence, Kentucky 2021.
- Scholtyssek, Joachim: *Die National-Bank. Von der Bank der christlichen Gewerkschaften zur Mittelstandsbank 1921–2021.* C. H. Beck, München 2021.
- Ullmann, Hans-Peter: *Kontrolle und Beratung. Der deutsche Rechnungshof im Wechsel der politischen Systeme des 20. Jahrhunderts.*
- Zimmermann, Nicolai M.: *Die Commerzbank und ihre Kunden. Kundenstruktur und Geschäftsbeziehungen einer deutschen Großbank 1924–1945.* (=Schriftenreihe des Instituts für Bank- und Finanzgeschichte e. V. 27). Steiner, Stuttgart 2020.

C. Sozialgeschichte

- Büschken, Dominik: *Herkunft als Argument. Wahrnehmung, Deutung und Funktion sozialer Mobilität in der englischen Gesellschaft des 12. Jahrhunderts.* (=Studien zu Macht und Herrschaft 12). Vandenhoeck & Ruprecht, 2020.
- Eckert, Andreas: *Geschichte der Sklaverei. Von der Antike bis ins 21. Jahrhundert.* C.H. Beck, München 2021.
- Goeke, Simon: *„Wir sind alle Fremdarbeiter!“ Gewerkschaften, migrantische Kämpfe und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland der 1960er und 1970er Jahre.* Ferdinand Schöningh, Paderborn 2020.
- Herbert, Ulrich: *Wer waren die Nationalsozialisten?* C. H. Beck, München 2021.
- Knortz, Heike / Schulte Beerbühl, Margit (Hg.): *Migrationsforschung – interdisziplinär & diskursiv. Internationale Forschungserträge zu Migration in Wirtschaft, Geschichte und Gesellschaft.* (=Migration in Wirtschaft, Geschichte & Gesellschaft). Vandenhoeck & Ruprecht, 2021.
- Pfeifer, Gustav / Andermann, Kurt (Hg.): *Soziale Mobilität in der Vormoderne. Historische Perspektiven auf ein zeitloses Thema.* (=Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 48). Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2020.
- Řepa, Milan (Hg.): *Peasants into Citizens. The Politicisation of Rural Areas in Central Europe (1861–1914).* (=Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas 31). Harrassowitz, 2020.
- Schwamm, Christoph: *Wärter, Brüder, neue Männer. Männliche Pflegekräfte in Deutschland ca. 1900–1980.* (=Medizin, Gesellschaft und Geschichte – Beiheft 79). Steiner, Stuttgart 2021.
- Zimmermann, Susan: *Immer mittendrin. Gewerkschafterinnen und linke Aktivistinnen zwischen Arbeiterbewegung und Frauenbewegung.* (=Re:work Lectures 3). de Gruyter, Berlin 2021.

D. Wirtschaftsgeschichte

- Bol, Angela: *Corporate Governance. Normen, Legitimation und Praktiken in deutschen Unternehmen, 1870–1930.* (=Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, 29). de Gruyter, Berlin 2021.

- Bruch, Julia / Kypta, Ulla / Skambraks, Tanja (Hg.): *Markets and their Actors in the Late Middle Ages*. de Gruyter, Berlin 2020.
- Engel, Alexander: *Risikoökonomie. Eine Geschichte des Börsenterminhandels*. Campus, Frankfurt am Main 2021.
- Eriskat, Dörte: *Baumwollhandel und Barchentproduktion im Westen des Reiches*. (14. bis 16. Jahrhundert). (=Studien zu Regionalgeschichte 25). Regionalgeschichte, Bielefeld 2021.
- Heigl, Elisabeth: *Zwischen Selbstverwaltung und „furor cameralisticus“*. Die Finanzverwaltung der Universität Greifswald 1566–1806. (=Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 13). Steiner, Stuttgart 2021.
- Janneck, Rouven: *Forschung und Unternehmenswandel. Die Steuerung der Unternehmensforschung und die Transformation der BAYER AG (1945–1984)*. (=Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 92). Klartext, Essen 2020.
- Köster, Roman: *Einführung in die Wirtschaftsgeschichte. Theorien, Methoden, Themen*. Ferdinand Schöningh, Paderborn 2020.
- Kremser, Christian: *Ein Ende der ökonomischen Geschichte. Utopische Visionen in der Geschichte des ökonomischen Denkens*. Metropolis, Marburg 2020.
- Quinn, William / Turner, John D.: *Boom and Bust. A Global History of Financial Bubbles*. Cambridge U.P., Cambridge 2020.
- Selgert, Felix: *Macht und Kontrolle im Unternehmen. Die politische Ökonomie des Aktionärschutzes im Deutschen Reich, 1870–1945*. Vandenhoeck & Ruprecht, 2020.
- Steinbach, Sebastian: *Mittelalter*. (=Einführung in die Wirtschaftsgeschichte, Band 3). Kohlhammer, Stuttgart 2021.